

Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 8 (1968)

Artikel: Thomas Mann - Hans Reisiger : Briefe aus der Vor- und Nachkriegszeit
Autor: Wysling, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1052874>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der nachweisbare Briefbestand

- | | | | |
|---------------|---|---------------|--|
| 16. 4. 1922 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Datum des Abdrucks in der «Frankfurter Zeitung», Ms. nicht erhalten; vgl. Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Frankfurt 1960, X, 626) | *13. 12. 1949 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| 23. 6. 1925 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Postkarte) | *16. 2. 1950 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| 27. 6. 1925 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Postkarte) | 30. 6. 1950 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| 9. 5. 1926 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Postkarte) | 15. 8. 1950 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Postkarte) |
| 31. 8. 1926 | Thomas Mann an Hans Reisiger | 4. 11. 1950 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> |
| 11. 2. 1932 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Postkarte) | 21. 12. 1950 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Postkarte) |
| 21. 2. 1932 | Thomas Mann an Hans Reisiger | 18. 1. 1951 | Hans Reisiger an Thomas Mann |
| 4. 3. 1932 | Thomas Mann an Hans Reisiger | 20. 3. 1951 | Hans Reisiger an Thomas Mann |
| 30. 10. 1932 | Thomas Mann an Hans Reisiger | * 2. 4. 1951 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> |
| 16. 6. 1933 | Thomas Mann an Hans Reisiger | 19. 4. 1951 | Hans Reisiger an Thomas Mann |
| *13. 7. 1933 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> | 30. 4. 1951 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| 10. 8. 1933 | Thomas Mann an Hans Reisiger | 11. 4. 1952 | <i>Hans Reisiger an Thomas Mann</i> |
| (?) 1934 | <i>Hans Reisiger an Thomas Mann</i> | 18. 4. 1952 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> |
| 2. 10. 1935 | Hans Reisiger an Thomas Mann | 24. 7. 1952 | Thomas Mann an Hans Reisiger (fragm.) |
| 23. 10. 1935 | Hans Reisiger an Thomas Mann | 8. 9. 1952 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Postkarte) |
| 6. 8. 1946 | Hans Reisiger an Thomas Mann | 19. 9. 1952 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Postkarte) |
| 4. 11. 1946 | <i>Hans Reisiger an Thomas Mann</i> | *21. 9. 1952 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> |
| 6. 6. 1947 | Hans Reisiger an Thomas Mann | *26. 9. 1952 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| 19. 6. 1947 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> | 5. 10. 1952 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| 4. 9. 1947 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> | * 1. 11. 1952 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> |
| 11. 11. 1947 | <i>Hans Reisiger an Thomas Mann</i> | 6. 11. 1952 | Hans Reisiger an Thomas Mann |
| 15. 1. 1948 | Hans Reisiger an Thomas Mann | 29. 12. 1952 | Hans Reisiger an Thomas Mann |
| 28. 3. 1948 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> | 21. 3. 1953 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> |
| 10. 8. 1948 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Abschrift) | 3. 4. 1953 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| 17. 8. 1948 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Abschrift) | *19. 4. 1953 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| *19. 12. 1948 | Thomas Mann an Hans Reisiger | 28. 8. 1953 | Hans Reisiger an Thomas Mann |
| *19. 3. 1949 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> | * 8. 9. 1953 | <i>Hans Reisiger an Thomas Mann</i> |
| 17. 5. 1949 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> | 18. 10. 1953 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> |
| 28. 6. 1949 | Thomas Mann an Hans Reisiger | 4. 12. 1953 | <i>Hans Reisiger an Thomas Mann</i> |
| 4. 8. 1949 | Thomas Mann an Hans Reisiger | 1. 1. 1954 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| 8. 9. 1949 | Thomas Mann an Hans Reisiger | 2. 8. 1954 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| | | *19. 8. 1954 | Thomas Mann an Hans Reisiger (Postkarte) |
| | | 27. 10. 1954 | Thomas Mann an Hans Reisiger |
| | | *22. 1. 1955 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> |
| | | *10. 3. 1955 | <i>Thomas Mann an Hans Reisiger</i> |
| | | 13. 4. 1955 | Thomas Mann an Hans Reisiger |

Die hier abgedruckten Briefe sind durch Kursivdruck hervorgehoben. Mit einem * bezeichnete Briefe sind enthalten in der dreibändigen Ausgabe: Thomas Mann, Briefe. Herausgegeben von Erika Mann. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1961 ff.

Thomas Mann – Hans Reisiger

Briefe aus der Vor- und Nachkriegszeit

Aus den Beständen des Thomas-Mann-Archivs
der Eidgenössischen Technischen Hochschule

vorgelegt von Hans Wysling

An Hans Reisiger

Sanary den 13. VII. 33

Lieber Reisiger,

mit dem Papier ist es bei mir auch nicht mehr sonderlich bestellt: der Midi ist auch darin etwas schlampig, so wie alles oder das Meiste darin für ein nordisches Auge etwas kaputt und schäbig sich darstellt, wenigstens anfangs, man gewöhnt sich daran, mit Hülfe der sonstigen paradisischen Vorzüge dieser Sphäre, und wenn man eines Tages in die deutschschweizerische Civilisation zurückkehrt, wird man sie desto dankbarer genießen.

Ihr Schwalbengedicht hat die ganze treuherzige Schönheit der anderen. Vielen Dank, daß Sie mir's aufschrieben! Es trägt, denkt man dabei, Natur und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor. Aber wenn Kunst darin nur lässig waltet, so haben diese Dinge doch viel Erinnerung, viel *Kultur* meine ich, eine edle Resonanz im Deutsch-Lyrisch-Vergangenen, im Hölderlinischen, im Klopstockischen schon; und da mir die Vereinigung von Kultur und Spontaneität immer mehr als das Wesen der Kunst erscheint, so bin ich ganz der Mann, diese Dinge gegen eine gewisse Gleichgültigkeit zu verteidigen, denen sie an anderer Stelle begegnet zu sein scheinen. Aber der guten Frau Fischi haben sie ja gefallen, und so dürfen Sie ihr das Geplauder nicht übelnehmen, das sie über Ihre arischen Chancen bei den Magazinen, Mikrofonen etc. gutmütig-melancholisch von sich gegeben hat. Es war sicher nicht böse gemeint. Und ist es denn nicht wahr, daß für Ihresgleichen der Weg zum Geldverdienen heute freier ist als vordem? Wären Sie smart, so wüßten Sie's auszunutzen. Wozu sind all die Juden weggejagt, wenn nicht recht eigentlich um Reisi's willen! Aber der ist nun ein Schwalbendichter und nimmt es nicht wahr. –

Sie reden mir sehr lieb und gläubig zu, es nur mit meiner Arbeit zu halten und alles Übrige Wolke und Wind sein zu lassen. Sie haben gewiß beschämend recht, aber immer will es doch eben nicht gehen, mir ist doch eben allerlei zugestoßen, womit ich so leicht, bei meiner selbstquälerischen Langsamkeit, nicht fertig werde; es gibt ein bisschen zuviel zu grübeln; und wenn man ohnehin immer zu fragen geneigt ist: «Was soll der Unsinn?» so haben die die Zelle füllenden Fratzen und Ungeheuer bei ihren Ablenkungsversuchen leichtes Spiel. Die Nerven wollen nicht immer mit. Eine kleine

Grippe fiel ein, und dann und wann versagt, gelinde gesagt, der Appetit – gewiß keine sehr auffällige Erscheinung in diesen Läuften.

Was ich augenblicklich schreibe – ich bin gleich fertig damit – ist ein Aufsatz, mit dem ich einen Brief beantworte, den Hans Pfitzner neulich in Sachen des Münchner Wagner-Protests in der Frankfurter Zeitung veröffentlichte. Die Sache will nicht zur Ruhe kommen – aus guten inneren Gründen, und in meiner Erwiderung sage ich, vom Persönlichen ausgehend, den Deutschen einiges Ernste – wer es drucken soll, steht dahin. Vielleicht riskiert es die Neue Rundschau. Übrigens verfolge ich auch den Zweck damit, meine *Ausstößung* durch jene Aktion, als ihren Sinn, unzweideutig zu proklamieren. Die Leute sollen wenigstens wissen, was sie getan haben. –

Sie machen mich gespannt auf Ihre Mary-Novelle. Ein Versuch – aber was wäre denn interessant[er] als das Versucherische! Was für ein «Versuch» ist mein ganzer Roman, – ein unmöglicher wahrscheinlich, ein verfehlter wahrscheinlich, aber es ist immer ehrenvoller mit dem Neuen zu unterliegen als mit dem Abgedroschenen zu siegen. Im Herbst muß sich zeigen, ob der Versuch einen Neuigkeitsreiz auszuüben vermag; denn Bermann bleibt ja dabei, mit dem 1. Bande zum Oktober herauszukommen. Übrigens gefällt gerade dieser Band, besonders seit ich ihn fein säuberlich in Kapitel und Unter-Kapitel mit Titeln gegliedert habe, mir eigentlich ganz gut. Recht herzliche Grüße von uns allen!

Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

Seefeld, Sonntag [1934]

Lieber Freund!

Haben Sie Dank für Ihren lieben Brief, dessen *Hauptteil* ich sogleich zu beantworten versuche. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie sehr ich alles verstehe, was Sie über das Leiden unter der täglichen Schändung alles Deutschen schreiben. Ich selbst bin auch wie gelähmt dadurch, und ebenso ergeht es Jerusalem, der hier ist und im Winter im Schutze Italiens eine Reihe von Bildern gemalt hat, die ihn mir wieder als einen der feinsten und reinsten Künstler bestätigen, die es gibt. Auch er stockt völlig in der Arbeit, und wir gedenken in unseren bewegten Gesprächen so oft Ihrer aufs innigste. Vorgestern hatte ich wieder Besuch von einer Berliner Bekannten, Offiziersgattin, deutschnational, die in nervöser Erbitterung wieder Dinge erzählte, bei denen man kaum noch begreift, *wie* das alles überhaupt noch hingenommen wird. Hier ist es äußerlich wieder ruhig, die österreichische Regierung greift hart zu und man hat allgemein großes Vertrauen zu Schuschnigg-Starhemberg. Eine *gewisse* Schwäche liegt vielleicht darin, daß man hierzulande, zumal in Tirol, nicht restlos entzückt ist über den Beistand Italiens. Aber das hat wohl machtpolitisch nicht viel zu sagen.

Ich halte es ebenso wie Sie für *möglich*, daß sich auf der edlen Basis der «miserablen Verleugnung der «Revolution»» die Verhältnisse in Deutschland für eine Weile konsolidieren; obschon andererseits soviel – mit Respekt zu sagen – unausgegorener *Dreck* verblieben ist, daß es eigentlich auf die Dauer nicht gut gehen *kann*. Ich lege Ihnen z. B. einen Aufsatz bei, der Ihnen wohl nichts Neues sagen wird, der aber nur einer in

einer Reihe ausgezeichnete und offenbar wohlinformierter Betrachtungen ist, die von einer hohen und sehr wissenden Persönlichkeit, vermutlich einem Reichsdeutschen, auszugehen scheinen.

Es bedarf ja nun keines Wortes, daß eine grundsätzliche Äußerung großen Stils von *Ihnen*, verehrter Freund, an sich aufs innigste zu begrüßen wäre. Ich brauche dabei auch nicht erst zu sagen, *wie* sehr ich die Schwere des Opfers empfinde, das eine Unterbrechung der Arbeit am Roman bedeuten würde, für die ganze Welt – ein Opfer, das eigentlich so ganz außer allen Vergleichsmaßes steht, daß man es garnicht zusammen nennen mag mit *diesem* Anlaß. Sie wissen auch, daß ich nicht erst seit Ihrem Brief die Frage einer solchen Äußerung Ihrerseits immer in ihrer ganzen Schwere und Bedeutung mitempfunden und bedacht habe. Ich habe mir nun nochmals alles vorgehalten und darf meine Ansicht kurz zusammenfassen. Was kommt in Frage?

Entweder *erstens*: eine umfassende, groß angelegte geistige Auseinandersetzung gleich den «Betrachtungen eines Unpolitischen» – wie Sie es in Ihrem Brief andeuten.

Oder *zweitens*: eine kürzere, aktuellere Darlegung etwa in Broschürenformat, höchstens im Umfang von «Goethe u. Tolstoi».

Ich nenne die beiden Möglichkeiten A und B! *Für* A spräche: daß es wohl mehr Ihrer ganzen gründlichen, in weiten Zusammenhängen lebenden Art entspräche; daß dabei ein in die Reihe Ihrer großen Bekenntnisschriften sich mit gleichem Gewicht einfügendes Werk entstünde, u. z. ein Werk, das seine Bedeutung hätte und behielte und für die ganze *Zukunft* Deutschlands, das erzieherisch weiterwirken würde, unabhängig von allen Tageswandlungen; ein Werk, in dem ein neues, besseres Deutschland, auf das man hoffen darf, die jetzige Epoche wie in einem klaren Spiegel rückblickend betrachten könnte, zu seinem Heil.

Gegen A spräche: daß es Sie sehr lange beanspruchen würde; daß seine Wirkung erst relativ spät einsetzen würde und vor allem, daß – soweit ich sehe – die geistige höhere Plattform vielleicht sehr schwer zu finden wäre, von der aus Sie und jeglicher klare und saubere Geist sich überhaupt mit dem ganzen monströsen Wust der nationalsoz. Ideenwelt auseinandersetzen könnten, die ja z. T. längst verleugnet ist und immer mehr verleugnet werden wird. Sie würden sich damit vielleicht eine geistige Qual aufbürden, für die Sie denn doch zu gut sind. Es spielt da ein Argument hinein, das überhaupt das Schwierigste bei der ganzen Frage ist – nämlich: daß es nahezu unmöglich und unerträglich und unstatthaft ist, auf hohem geistigem Niveau ideell über eine Sache zu reden, die von so vielen *brutalen Tatsächlichkeiten* strotzt, daß man – als Mitlebender – eigentlich immer nur sich gedrängt fühlen kann, auf alle die handgreiflichen Scheußlichkeiten hinzuweisen, vor denen *alles* andere in den Hintergrund tritt und die sozusagen von einer inkommensurablen Widerlichkeit und garnicht mit einer geistigen Auseinandersetzung großen Stils ins Maß zu bringen sind. Es ist, wie dieser Diplomaticus richtig sagt, Kolportage. Einfaches Verbrechertum, das allenfalls das Tragische mit sich bringt, daß ein *paar* vielleicht an sich gute und zukunftsfähige Ideen dabei für lange Zeit geschändet und diskreditiert worden sind.

Über diese *Tatsächlichkeiten* ist sich die Welt aber heute im Klaren. Ich traf eben wieder Engländer, die mir sagten: «The name of Nazi stinks to heaven» – und so denkt alle Welt. Man *brennt* darauf, alle diese Übeltaten in vollem Umfang entlarvt

zu sehen, und davor tritt alles andere notwendig zurück, für den Augenblick.

Das alles scheint mir dagegen zu sprechen, daß ein Geist wie Sie sich auf eine ideelle Auseinandersetzung großen Maßstabes mit dem Unflat einläßt, wenigstens für den *Augenblick*. Will man aber zu den *Tatsächlichkeiten* die Stimme erheben, so muß man es tun, solange sie sozusagen noch *warm* sind.

Aus diesen Gründen scheint mir eine *kürzere* und aktuellere Stellungnahme das Richtigere, für jetzt und zu Ihrer inneren Entlastung – sagen wir etwa: ein mit Ihrer ganzen eindringlichen Schärfe gezeichnetes Krankheitsbild der deutschen Psyche in ihrem jetzigen Zustand, mit aller *Tatsächlichkeit*, das sehr wohl auf dem *Hintergrund* geistiger Zusammenhänge von Vergangenheit und Zukunft stehen könnte und auch für allen noch frischen persönlichen Grimm Raum böte. Es käme hinzu, daß die Verbreitungsmöglichkeit noch größer wäre, als bei einem umfangreichen Werk im Sinne der «Betrachtungen». Freilich: nach *Deutschland* würde eine solche Schrift ja wohl nur in beschränktem Maße dringen; aber das ist ja *jetzt* in jedem Fall so. Überdies schlosse das ja eine spätere größere Auseinandersetzung, die ein Hilfs- u. Lehrbuch für die deutsche *Zukunft* werden könnte, ja nicht aus.

Es käme bei einer solchen *kürzeren*, unmittelbar ins *Jetzt* wirkenden Schrift vor allem auch darauf an, vor aller Welt festzustellen, daß es *nicht angeht*, daß der üble Wust einfach in eine «Konsolidierung» *mitübernommen* wird – oder: daß überhaupt keine *wahre* Konsolidierung auf *solchem* Grunde und mit solcher – unbereinigten – Erbschaft möglich u. wünschenswert ist.

Daß auch eine solche aufs unmittelbar Gegenwärtige und Tatsächliche gerichtete Darlegung von *Ihnen* zugleich geistig und sprachlich *über* allem bisher zur Sache Geäußerten stehen würde, bedarf keines Wortes.

Ich denke mir, daß es sich Ihnen gewissermaßen von selbst entscheiden wird, in welcher der beiden Formen Sie sich äußern sollen, wenn Sie erst einmal darangehen und zu schreiben beginnen. Aber wenn ich es ernstlichst bedenke, so glaube ich, wie gesagt, daß die Einstellung auf das Umfassende, Grundsätzliche Ihnen nur auf lange Zeit Qual und Beunruhigung bringen würde – eben wegen der vordringlichen Brutalität des Tatsächlichen. Hingegen könnte ich es mir wohl befreiend denken, wenn Sie unmittelbar und in relativer Gedrängtheit *das, was ist*, mit der unvergleichlichen Kraft und Schärfe Ihres Wortes, hinter der der ganze Adel Ihres *Gefühls* steht, zusammenfassend der Welt vor Augen stellen würden.

Ich teile ganz Ihr Empfinden, daß es gut war, wenn Sie Ihre Stimme bisher aufsparten und auch dokumentierten, daß Sie Ihr dichterisches Werk auch weiterhin in Deutschland zu Gehör bringen wollten: vor allem, *daß* Sie überhaupt zunächst alle Ihre Kraft *an dieses Werk* setzten, das ja von aller Welt gradezu wie eine schicksalhafte Fügung in *dieser* Epoche erscheint und wie eine indirekte Stellungnahme Gottes für das wahre u. gegen das falsche Deutschtum. Ich habe es in der Tat immer fast wie ein Gotteswunder empfunden, daß *dieses* Werk grade *jetzt* zu Tage trat, und es war *gut*, daß das auch in *Deutschland* geschah. Es *bleibt* auch nach wie vor wichtiger als alles andere in einem höheren Sinne! – Aber *wenn überhaupt*, so scheint auch mir *jetzt* die Stunde gekommen, um Ihre Stimme auch *unmittelbar* noch einmal zu erheben. Aber grade in diesem «Jetzt», das ja ein so unerwartet rasches Entwicklungstempo hat,

liegt eigentlich schon die Entscheidung *gegen* eine langfristige ideelle Auseinandersetzung und *für* eine gedrängte, unmittelbare. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß Ihre ganze Stellung u. Haltung – ob redend oder schweigend – von Anbeginn im Bewußtsein aller Welt der stärkste Ausdruck der Todfeindschaft gegen das Übel war und ist. Es kann da von Gewissensproblemen für Sie gar keine Rede sein. Aber ein endgültig zusammenfassendes Wort im *gegenwärtigen* Augenblick wäre von höchster Bedeutung.

Man kann schwer *schreiben* über alles. Ich wünschte, Sie kämen auf ein paar Tage her und wir könnten *reden*! (Es wäre im Wagen nicht allzu weit! Etwa 6 Stunden! Wir würden Sie mit *Freuden* empfangen! Volle Pension 8 Schilling!!) Wollen Sie es nicht allen Ernstes erwägen? Tausend Grüße Ihnen und Allen!

Immer Ihr *Hans Reisiger*

An Thomas Mann

Stuttgart, Bopserstr. 5
4. 11. 46

Große Freude, Lieber und Verehrter, über Ihren so lieben gütigen eigenhändigen Brief, der mich etwas verspätet erreichte, da ich eine Weile in München u. a. war (ich berate, außer Rowohlt hier in Stg., auch einen neuen Münchner Verlag). Ich hatte dann auch das Bedürfnis, alles erst ein bisschen ausschwingen zu lassen. Aber schon allein Ihre Handschrift war mir eine solche Freude – sie ist so klar und fest und so voll einer gewissen Helligkeit und Heiterkeit, daß sie mir das beste Zeichen Ihrer Genesung ist. Gott sei gedankt, daß Sie diese so schwere Operation so siegreich überstanden haben! Ich habe immer gehört, daß nach Entfernung einer Rippe sehr starke Schmerzen folgen, das kann man sich ja denken. Nicht ohne Neid habe ich von dem «Sack»-Schlaf gelesen, zu dem Ihnen Ihr starkes Herz verhalf – das stolprige meinige hätte wohl etwas gewackelt. Die oft schon bejammerte Ermüdbarkeit hat bei mir in erschreckender Weise zugenommen. Aber nach Ihrem lieben Brief ist mir um vieles leichter. Und vorgestern kam auch eine materielle (aber auch nicht *nur* materielle) Erquickung in Gestalt eines Paketes vom PEN-Club USA –, das mir schon durch einen reizenden Brief angekündigt war – «as a slight token of esteem and friendship». In der Londoner «Times» war auch eine sehr freundliche Notiz über mich, die mir engl. Freunde schickten. Sie fragen so gütig nach meinen Arbeiten. Die «Mary», deren Zustandekommen ich ja nur *Ihrer* Teilnahme zu verdanken hatte, erschien 39 bei Rowohlt, mit ganz nettem Erfolg, es wurden im ersten Jahre immerhin 11000 Stück abgesetzt; dann wurde kein Papier mehr dafür bewilligt. Ein Lizenzdruck von 18000 erschien bei der Buchgemeinschaft u. eine italienische Ausgabe bei Mondadori. Aber dann war eben Schluß. Sie soll jetzt im Frühjahr hier bei Rowohlt neu erscheinen. Mein Wagnerbuch war ja seit 1933 verboten, als «Typus des liberalistisch-zersetzenden Buches», und wird jetzt auch im Frühjahr wieder bei List in München herauskommen. Was unterdessen aus der englischen Ausgabe bei der Century Company New York geworden ist, weiß ich nicht. Ich will mal hinschreiben. Ich habe jetzt die-

ses Buch nochmal gründlich bearbeitet. Im Propyläenverlag, wo Paul Wiegler am Ruder war, habe ich die Herderbiographie herausgegeben, die aber nur dokumentarischer Art ist, Selbstzeugnisse, Briefe u. Berichte mit verbindendem Text. Die 2. Auflage ist in Berlin verbrannt u. ich höre nichts von dort. Ich besorge jetzt für die unter amerik. Leitung stehende Deutsche Verlagsanstalt hier eine 3bändige Herderausgabe. Ich selbst habe inzwischen eine größere Sache begonnen, schon seit längerem, aus der griechischen Antike, «Trifolium Antiquum», drei Stücke erzählender Art, alle unter dem Gesichtspunkt der Fragwürdigkeit und Vergänglichkeit des *Geschehens*, und seiner Verklärung u. Verewigung durch die große Dichtung und den großen Bericht: «Abschied von Troja» – «Aischylos bei Salamis» und «Thalassa, Thalassa», also Xenophons Anabasis. Das Hauptstück wird «Salamis», wo Aischylos als Hoplit mitkämpfte und wo ich ihm die erste dämmerige Konzeption seiner «Perser» aufgehen lasse, die allerdings erst einige Jahre später aufgeführt wurden – dieses herrliche Chorwerk zur Verherrlichung des Sieges bürgerlicher Freiheit über maßlosen Erobererwahn. Es ist jetzt nur sehr schwierig, die dazu nötigen Bücher zu beschaffen. Ich hatte in Berlin immer bei Ludwig Wolde (der ja Aischylos u. Pindar vorzüglich übersetzt hat) gearbeitet, aber seine ganze große Bibliothek ging dann zugrunde. Das 1. Kapitel dieser Darstellung ist soeben in der recht anständigen Münchner Zeitschrift «Die Fähre» erschienen. Ich wäre glücklich, es Ihnen schicken zu können, aber das geht ja nicht (ebenso wie mir die *Flugpost* versagt ist). Das 3. Stück handelt, wie gesagt, von Xenophon, dessen «Anabasis» ja eine alte Schulerinnerung ist: X., der ein wackerer bürgerlich-ländlicher Mann war, sitzt im Alter auf seinem Landgut, bei Pferdezucht u. s. w., u. schreibt, von Bienen umsummt, seine Erinnerungen an das kleinasiatische Abenteuer – eben den unsterblichen Bericht. – Das Schwierige ist natürlich, meine *geistige Absicht* bei alledem herauszuarbeiten. Es braucht noch geraume Zeit. Zwischendurch habe ich jetzt meine alte «Caterina von Siena» völlig neu geschrieben, d. h. der 2. Teil ist noch in Arbeit. Der 1. wird auch nächstens in der «Fähre» erscheinen u. ich glaube, daß diese Arbeit einigen Anspruch auf dauerhaften Bestand hat. Ich freue mich schon so darauf, sie *Ihnen* einmal vorzulegen!

Eine gewisse Rolle spielt natürlich jetzt mein Walt Whitman. Ich habe hier in der US-Zone schon mehrfach über ihn geschrieben, und die 2bändige Ausgabe erscheint gegenwärtig bei Suhrkamp in Berlin neu, in einzelne Hefte zerlegt; die ersten 4 sind bereits herausgekommen: Meine Einleitung, «Gesang von mir selbst», «Salut au monde» u. Tagebücher. Es sind pro Heft 5000 Stück bewilligt, da Papier ja sehr knapp ist; aber ich will jetzt versuchen, hier bei der Publication Control vielleicht noch etwas bewilligt zu bekommen. Die ganze Ausgabe lag natürlich in all den letzten Jahren begraben und verfehmt. Suhrkamp (der ja zuletzt auch lange im Gefängnis saß) schrieb mir neulich mit Recht: «Jetzt wird alles darauf gerichtet sein müssen, daß diese Bücher auch wirklich zu denen kommen, für die sie gedacht sind: zu den jungen Menschen, für die Whitman kein Begriff ist. Es wird kaum einen besseren Weg geben, ihnen Demokratie als Mentalität einzugeben.» – (Manchmal freilich könnte man hier an der Belehr- oder Bekehrbarkeit der Jugend völlig verzweifeln – und nicht nur der Jugend.)

An Übersetzungen habe ich inzwischen gemacht: Madame Bovary, Un cœur simple

auch von Flaubert, die «Mimi Pinson» von Musset, die «Schatzinsel» von Stevenson, einige Reisebücher von Peter Fleming, Ella Maillart u. s. w., zuletzt zwei herrliche Romane von Claire Sainte-Soline, die soeben erschienen sind, bei Goverts in Hamburg. Die anderen Übersetzungen sind zumeist noch unveröffentlicht.

Eine Andersenbiographie hatte ich schon vor 4 Jahren für Rowohlt begonnen u. zur Hälfte fertig (ein *reizendes*, sehr reiches Thema!), aber leider ist die Urschrift sowie 2 Abschriften verbrannt, d. h. die Urschrift hat meine Schwester bei ihrer hastigen Flucht aus Breslau leider zurückgelassen, sicherlich auf Nimmerwiederssehen. Darum ist mir recht leid, denn A. ist ja in allem so recht ein Gegenstück zur Naziideologie, u. ich wurde dementsprechend auch schon während der Arbeit daran von dem x x x «Propagandaministerium» belauert. –

Nun, das war ein bischen viel über mich u. ich lasse es genug sein! – Nur zu der Frage von «Zahnbürste und Rucksack» lassen Sie mich noch ein Wort sagen (ich hoffe doch zu Gott, daß wir noch einmal mündlich darüber reden können werden!): es war ja aber so, daß *unmittelbar* nach der gräßlichen Inquart-Rede im Radio verkündet wurde, daß die Schweizer Grenze gesperrt sei, es wäre also, da ich das dortige Gebirge zu wenig kenne, um auf Schleichwegen hinüber zu kommen, und ohne Geld, doch recht bedenklich gewesen. Es war ja schon *Abend* (Donnerstag), als diese Nachricht kam, u. in der Nacht zum Freitag erfolgte schon der Einmarsch. – Sie dürfen auch wirklich *nicht* glauben, daß ich in meinem «*moralischen Urteil*» («Wer weiß, ob nicht...») jemals geschwankt hätte. *Wohl* konnte einem in politisch-*militärischer* Hinsicht zuweilen angst u. bange werden bei den Erfolgen der ersten Kriegsjahre, aber im Grunde war mir auch da immer, wie seit je, unvorstellbar, daß Hitler u. Mussolini endgültig den Stiefel auf den Nacken Englands und dann gar noch Amerikas setzen könnten; ich glaube auch heute daran, daß die angelsächsischen Mächte berufen sind, eine neue planetarische Ordnung zu schaffen, unter gleichzeitiger Einbeziehung und Lösung der aus dem «Aufstand der Massen» sich ergebenden sozialen Probleme – wobei mir auch da wieder die englische Methode (unter Attlees Führung) die richtige scheint; der gewisse Unterschied, der in *dieser* Hinsicht noch zwischen USA u. England besteht, wird *ganz sicher* im Laufe der Zeit beseitigt werden. Mit Rußland ist es natürlich schwieriger, aber auch das wird sich lösen und verschmelzen. Die Erde hat ja noch Millionen Jahre vor sich! und es werden sich noch unbekannte *geistige* Mächte entwickeln. – Grade *Ihr* Werk, Lieber, und grade das Ihrer jetzigen Höhenepoche, mit seinem zauberhaft hochstilisierten *Menschheitshumor* (das «Gesetz» ist ja auch wieder zum *Hinknien* herrlich – diese vom Blitz und Donner Gottes begleitete, hoch-ethische Belustigung!) – grade *Ihr* Werk strahlt und glänzt ja doch schon in eine völlig neue Welt hinüber – in die Welt einer Humanitas, der Sie – vorerst noch mit der herzbewegenden «Ironie des Vorhalts», aber mit unvergleichlicher *Bildkraft* – schon *Substanz* geben. (Da lasse ich mich auch gewiß gern als Teilbild, in Schildknappengestalt, mit hinüberführen!) – Seien Sie für heut innigst begrüßt, Sie und Frau Katja und die Kinder (Medi schon «Madame»!). Ich soll auch von Vossler grüßen, den ich erst kürzlich wieder in München besuchte u. den Sie ja auch immer sehr schätzten. Übrigens war vorvorige Woche der nette kleine schwarze Löwe Ferd. Lion bei mir, ich arbeitete mit ihm sein neues Buch über die Romantik durch, es war mir eine

große Freude, ihn bei mir zu haben. Er kommt im April wieder her. – Ein sehr lieber Brief kam neulich von Frau Grete Hauptmann, ohne den leisesten Vorwurf ob meines 17jährigen Schweigens u. Fernbleibens. Ich hatte ihr nach H's Tode geschrieben. Ich konnte mich bei seinen Lebzeiten nicht dazu überwinden, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen; eine *wirkliche* Wiederherstellung der Freundschaft wäre ohne Aussprache über die politischen Fragen nicht möglich gewesen; die wurden ihm aber in letzter Zeit völlig fern gehalten, was bei seinem hohen Alter zu verstehen war; er war zuletzt auch nicht mehr ganz im Besitz seiner geistigen Kräfte u. ein bischen wohl wie ein taumlinger alter Leu, seelisch tief wund. – *So long!* Von ganzem Herzen Ihr

Reisi

An Hans Reisiger

Baur au Lac, Zürich
19. Juni 47

Guter Reisi,
tausend Dank für Ihren Willkommensbrief und vor allem aufrichtige Glückwünsche zum Ehrendoktor, den Sie längst verdient haben. Vosslers Initiative macht mir richtige Freude.

Ach, lieber Freund, nach D. komme ich nicht, diesmal jedenfalls noch nicht. Zu vieles spricht dagegen im Lande und in meinem doch immer noch und immer wieder stark verbitterten Herzen. Die Furtwängler-Demonstration allein schon, frech und unmusikalisch wie sie war, würde mich abhalten. Hätte man statt dessen Adolf Busch eingeladen und *ihm* 15 Minuten lang applaudiert, das wäre ermutigender. Auch wäre solch ein Besuch eine künstliche, ängstliche Sache, und die Amerikaner sähen ihn garnicht sehr gern.

Nächstens mehr. Ich bin totmüde von Festen und Leistungen, die in New York begannen und sich in London, Zürich, Bern, Basel fortsetzten. Wir gehen jetzt nach Flims (Hotel Surselva). Dann soll noch ein Aufenthalt in Holland folgen, bevor wir, Ende August, «nach Hause» fahren. Aber ich denke, wir kommen jetzt jedes Jahr.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

An Hans Reisiger

HOLLAND-AMERICA-LINE
R. M. S. «Westerdam», 4. Sept. 1947

Lieber Reisi, Sie sehen uns auf langsamer (10tägiger) Rückfahrt durch die unendlichen Salzwüsten als Passagiere dieses recht komfortablen, aber gänzlich unbeeilten kleinen Holländers, der zweimal von den Deutschen versenkt, einmal von den Engländern in den Grund bombardiert wurde und nun sagt: «Lütt levet noch», wenn auch unter Ausfall einer Turbine. Heute ist Freitag, und am Montag Nachmittag erst, *besten* Falls, sollen wir in Hoboken sein – es kann auch Dienstag werden. Ansehnliche Räume, das kann man wohl sagen, trennen uns dann noch von unserem kaliforni-

schen Winkel, nach dem ich längst ein reuiges Heimweh habe, und wo der Pudel schon längst nicht mehr weiß, was er denken soll.

Wir haben diese Reise viel zu lange ausgedehnt, auf über 4 Monate, und mehr als einmal war ich des Treibens überwältigend müde, so wohltuend die Freundlichkeit war, die ich überall ernten durfte, besonders in der Schweiz, diesem Kleinod von einem Land, in das ich mich aufs neue über beide Ohren verliebt habe. Dabei muss es dort um 1940 böse genug ausgesehen haben – ich bin froh, daß ich damals nicht da war und also nichts zu wissen brauche, auch nicht, wie man mir damals die kalte Schulter gezeigt hätte. Jetzt jedenfalls war man reizend zu mir, und Korrodi, believe it or not, verstieg sich am Schluß seiner Besprechung einer Vorlesung im Pfauen zu dem Ausruf: «Verweile doch, du bist so schön!»

Zwei Monate waren wir dort, eingerechnet einen Ausflug über den Gotthard ins Italienische, an den Lago Maggiore zu Mondadori, der mit Hilfe der treuen Mazzucchetti eine höchst stattlich geplante 12bändige Gesamtausgabe herausbringt. Übrigens war die Hitze beispiellos, auch zuletzt in Holland noch, wo der Tanz mit Presse-Konferenz, Empfängen und Vorträgen noch einmal ein bißchen von vorn anfing. Zehn Tage in Noordwijk aan Zee waren das Beste, im altvertrauten Huis ter Duin, wo wir anno 39 sieben Wochen verbrachten. Wieder schrieb ich dort etwas am Strande, eine Einleitung zu einer Serie neuer «Bois» von Masereel. Er besuchte mich in Zürich, netter Mann, ganz der klassenlose, auf Erden sympathisch mittuende Künstlerbursche, den er immer zeichnet.

Diese europäische Ecke, wo das Flämische ins Französische übergeht, hat zeitweilig viel Anziehendes für mich. Ach, wenn nicht alles anziehender wäre, als das arme, ungesegnete Deutschland! Ich bin dorthin nicht gegangen, lieber Freund, aus Scheu, aus Mangel an Nerv, aus Entfremdung, aus Verärgerung über die Schreiberien und Anrempeleien der lieben Kollegen und weil alle aufrichtigen Freunde mir dringend abrieten; hauptsächlich aber, weil die Atmosphäre in Deutschland mich schreckt, weil sich mit Händen greift, daß diese Menschen fortfahren in national-sozialistischen, machtpolitischen «terms» zu denken und von nichts anderem träumen, als recht bald wieder der Welt die Faust zeigen zu können, – was dank einer unglückseligen weltpolitischen Konstellation garnicht ausgeschlossen ist. Es sollte nicht alle Furcht vor Deutschland sich in Mitleid mit seiner gegenwärtigen elenden Kondition auflösen, wie es tendenziöser Weise so vielfach geschieht. Es ist ein politisches Mitleid, gerichtet gegen Rußland, das tölpelhafter Weise einen gefährlichen Haß auf seinem Haupte sammelt. Und wenn man bedenkt, daß schon Hitler, eben Rußlands wegen, wenn er nur ein bißchen manierlicher gewesen wäre, alles hätte haben können, was er wollte, so ... Aber ich breche diese Gedankengänge ab. Eingegeben sind sie von nicht zu beschwichtigender Angst vor deutscher Macht, – einer Angst, die jeden, der sie kennt, als «deutschfeindlich» erscheinen läßt, – zu unrecht manchmal: es kann ein starkes, melancholisches Verbundenheitsgefühl, ja etwas wie Passion damit Hand in Hand gehen.

Ich habe mich nie als Deserteur vom Deutschtum und vom deutschen Schicksal gefühlt, am wenigsten in der Zeit, als ich an dem Faustus-Roman schrieb (1943–46), dessen Korrekturen ich jetzt in der Schweiz, wo er gedruckt worden ist, gelesen habe.

Ich tat es mit gemischten Gefühlen: mit Freude an einigem Gelungenen und mit viel Beklemmung. Es ist ein fürchterlich deutsches Buch und wird in den Augen der amerikanischen Kritik «a terrible mess» sein. Mit der New Yorker Ausgabe hat es noch gute Weile, die Übersetzung ist kaum fertig. Es scheint aber – Bermann behauptet es –, daß die gesetzlichen Hindernisse, die dem früheren Erscheinen des Originals entgegenzustehen schienen, geschlichtet werden können, und so wird die deutsche (Stockholmer) Ausgabe wohl im Lauf des Oktober herauskommen und so oder so auch nach Deutschland, auch zu Ihnen gelangen.

Eben davon wollte ich sprechen, ich habe mit allem Vorstehenden eigentlich nur dazu ausgeholt. Sie glauben nicht, lieber Freund, wie dieses in jeder Beziehung problematische Werk mir nahe gegangen ist. Es ist von Anfang bis zu Ende in einem Zustand tiefer Erregung, tiefer Aufgewühltheit und Preisgabe geschrieben, und die 4 Bände Joseph, die ich doch gern ein Menschheitslied nenne, waren das reine Opernvergnügen im Vergleich damit. Das war Epik; dies ist etwas anderes, Schreckliches, – obgleich einiges Heitere, auch etwas Lieblich-Tränenlösendes darin vorkommt, die Geschichte des Kindes Echo. Ich kann doch manches ausdrücken, aber ich kann nicht ausdrücken, warum es so schrecklich ist. Daß ich ernstlich krank wurde mittendrin, war kein Zufall, es war das Buch, das mich verzehrte. Warum? Weil es, geschrieben während des Krieges, in tiefer Trennung von Europa und allen persönlichen Beziehungen dort, sich immerfort mit dem deutschen Charakter und Schicksal beschäftigt? Weil die von einem anderen aufgezeichnete Biographie, als die es sich gibt, soviel Unheimlich-Autobiographisches, das kalte Bild meiner Mutter, das Zugrundegehen meiner Schwestern enthält und schließlich das arge Leben Adrian Leverkühns nicht nur ein Symbol ist für das Verderben Deutschlands, die Krisis der Epoche, die Krisis der Kunst etc., sondern auch eine versetzte, verschobene, verzerrte, dämonische Wiedergabe und Bloßstellung meines eigenen Lebens?

Das sind Fragen, die viel von Feststellungen haben. Und nun ist da also, unter anderen *montagehaften* Vorkommnissen, das «Portrait», von dem Sie gehört haben, Rüdiger Schildknapp, der «Gleichäugige», mit dem Adrian so gern lacht, und den er bis zu seinem Ende immer wiedersehen will. Portrait? Es ist garkein Portrait, obgleich frevelhafter Weise als solches gegeben. Ich bin von der Wirklichkeit ausgegangen und habe sie dann mehr als einmal sündhaft im Stich gelassen. Ich habe schon etwas scheinbar Wahres hingestellt, aber ich bin einfach nicht bei der Wahrheit geblieben, und mit Fug und Recht können Sie sagen, und alle, die Sie lieben und schätzen, werden es mit Ihnen sagen: Das und das und das ist *nicht wahr*. Es ist eine kariierende Halb-Wirklichkeit, nur angelehnt ans Leben und in der Blickweise von der erregt preisgebenden Kälte des ganzen Buches.

Möchte ich mich annähernd richtig ausgedrückt haben! Wir rauschen durch allerlei Klimata, und ich habe einen seemüden Kopf. Alles, was ich hoffe, ist, daß die eigentümliche Erschütterung, in der das Buch geschrieben ist, sich auch Ihnen, fast unfehlbar, mitteilen wird, und daß die Mißgefühle darin untergehen werden, die Ihnen das «Portrait», da und dort, erregen mag. Übrigens habe ich nun plötzlich wieder das Gefühl, daß ich Sie auf viel zu Schlimmes gefaßt mache – aus Schuldgefühl. Er ist ja doch eine ausgemacht attraktive Freundesfigur, dieser Humorist Rüdiger, und eine

gewisse Deckung gegen seine Charakterisierung ist von vornherein dadurch gegeben, daß ein *Eifersüchtiger*, der Schreiber des Buches, Zeitblom, sie liefert.

Alldies ist verfrüht gesagt, aber ich wollte es rechtzeitig sagen. Wenn der Band zu Ihnen kommt, so lesen Sie, bitte, vor der Lektüre, noch einmal diesen Brief und bleiben Sie mir gut!

Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

Dr. phil. h. c. Hans Reisiger

11. 11. 47

Liebster, verehrter Freund,

auf diesem Prachtpaper (das mir nun mal eine hiesige Druckerei zum Ehrengeschenk gemacht hat!) *endlich* Dank für Ihren großen, so bewegenden Brief von «Lütt levet noch» (mit «seemüdem Kopf» geschrieben? Ach, davon spürt man wahrlich nichts!). Übrigens erzählte mir Lion, der ein paar Tage hier bei mir war, zu meiner großen Freude, daß er Sie in der Schweiz ganz verjüngt und beschwingt angetroffen habe, es sei gewesen, als ob Sie 50 Jahre wären. *Wie* hätte ich da zerknittert neben Ihnen gestanden! Obschon es an *Humor* trotz allem nicht gefehlt haben würde! – Dabei muß ich gleich mal sagen, daß ich in dieser an Gelächter armen Zeit lange nicht so gelacht habe wie über den guten Korrodi mit seinem «Verweile doch...!» Ich sah ihn ordentlich vor mir mit seinem leicht errötenden Kopf und den etwas wäbrigen Kinder-Augen. (Meinen noch nach Flims adressierten Brief haben Sie dort hoffentlich erhalten?) – Was Sie über Deutschland, Rußland pp. schreiben, unterschreibe ich Wort für Wort. Mit Ihrer Bemerkung über das «politische Mitleid» rühren Sie an eine arge Zwickmühle; denn leider ist jede – unvermeidliche – *Härte auch* wieder Wasser auf die schon wieder mehr oder weniger heimlich von Ohr zu Ohr klappernde Nazimühle, da die dumpfen Gehirne unfähig sind zu der einfachen Kausalerkenntnis, daß doch alles nur *durch* den Nazismus verschuldet und herbeigeführt ist; man sollte doch meinen, das sähe jedes Kind, aber immer wieder bekommt man dieses blödsinnige Argument, das einen zur Weißglut treiben kann, zu hören: «Unter Hitler wars besser!» – Freilich gibt es wirkliches Elend übergenuß, und freilich ist es *schwer*, mit der Zerspaltung in Zonen u. der Problematik von Ost und West, der Entwicklung in Frankreich u. s. w., und ich glaube, daß das alles überhaupt nur durch eine europäische Gesamtlösung zu regeln ist, und der strebt ja die Entwicklung auch zu, darüber hinaus auch zu einer *weltumspannenden* Lösung, die ganz sicher kommt, wenn auch vielleicht erst wieder noch Rückschläge kommen werden. Aber grade *die* sollten unbedingt vermieden werden. Es wäre eine arge Illusion, sich sozusagen *verlocken* zu lassen zum Abgleiten in eine Katastrophe mit dem Argument: «Diese *eine* noch, *dann* wird alles endgültig gut!» Von der Verlockung des Sich-Absinkenlassens schon im *Einzel*leben haben Sie ja mehr als ein Lied gesungen. Das gilt auch fürs Völkerleben, und es gibt heute m. E. keine edlere u. wichtigere Aufgabe in dieser Hinsicht, als die Verständigung u. Beschwichtigung zwischen Amerika und Rußland zu fördern* *-aber*

* wahrlich nicht aus *Liebe* zum Bolschewismus, sondern weil ich glaube, daß es für die Zukunft besser ist, er wird auf andere Weise überwunden, als durch Gewalt.

immer unter der großen Leitidee der *Welteinheit*, *weg* von allem Nationalismus, der in die Mottenkiste gehört in einem Zeitalter, in dem wir den Atomen auf die Spur gekommen sind und die Radiowelle in der Sekunde $7\frac{1}{2}$ mal um den Erdball saust. Die *Jugend* vor allem müßte von Kindesbeinen an im Anschauen der *kosmischen* Situation erzogen werden, *täglich* – das ist mein altes Lied, aktueller denn je. Die geistig-moralische, *nicht* nur die technische, Nutzbarmachung der Naturerkenntnisse tut not. Wie Platon im «Timaios» sagt: «Dem Göttlichen in uns sind die Gedankenumschwünge des Alls verwandte Bewegungen. Ihnen muß ein jeder nachgehen und die Gedanken-zirkel in unserem Haupt durch das Erforschen der harmonischen Umschwünge des Alls veredeln und so das Erkennende dem Erkannten, entsprechend seiner Urnatur, annähern.» – Genug, verzeihen Sie den Diskurs! – Es ist mir, in diesem Zusammenhang, sehr lieb, daß mein Whitman jetzt wieder mehr ins Licht rückt u. grade jetzt das 5. Heftchen (der nun in Einzelbroschüren zerlegten zebändigen Ausgabe) bei Suhrkamp neu erscheint, u. g. die herrlichen «Democratic vistas» – speziell für den Vertrieb an *junge* Menschen berechnet. – *Sie* haben ja seinerzeit die schönsten u. tiefsten Worte über die Ausgabe geschrieben! (Es ist darüber auch in meinem Dr.-Diplom, im würdevollen Latein, sehr Schönes gesagt.) –

Ich muß nun, wie Sie, sagen, daß ich mit alledem eigentlich nur ausgeholt habe, um auf das mich tief Bewegende zu kommen, was Sie über Ihren Faustus-Roman schreiben. Er ist bisher leider noch nicht zu mir gekommen, und auf Anfragen ist ja von dem Sauertopf Suhrkamp (sein Name paßt vortrefflich auf ihn – ein saures Moor!) keine Antwort zu bekommen. Bermann sagte mir hier, es sei das Großartigste und Erschütterndste, was Sie je geschrieben haben, und was nun Sie darüber in Ihrem Brief schreiben, liebster Freund, ist so, daß man es eigentlich nur wortlos ins Herz aufnehmen kann. Ich gestehe Ihnen, daß ich schon immer das Gefühl hatte, daß Ihre Erkrankung damals seelisch-geistigen Charakter hatte, den Charakter eines übermächtigen, schmerzlichen und zugleich befreienden innern Vorganges. Und *welch* ein Vorgang, daß *nach* der Fülle und Gültigkeit des bereits Geschaffenen – *nach* dem «Joseph», dem «Gesetz», der «Lotte» – garnicht von all dem Früheren zu reden – *nach* dem fast unausschöpfbar reichen «Menschheitslied», nach dem ja ein Anderer (wenn er überhaupt dazu imstande gewesen wäre) bis in alle Tiefen *verausgab*t gewesen wäre – daß *nach* dem nun noch aus anderer Tiefe ein so «Schreckliches» – ach, sicherlich *herrlich* Schreckliches! – hervorzubrechen vermochte! Welch ein Reichtum – unvergleichlich im gesamten Bereich heutigen geistig-dichterischen Schaffens aller Welt. Ich kenne ja nun dieses Werk noch nicht, habe nur neulich in der «Europ. Rundschau» eine Stelle daraus gelesen, über die Sonate opus 111 – herrlich, herrlich! – das Musikalische unmittelbar gegenwärtig gemacht und zugleich geistig durchleuchtet und gedeutet, mit Zauberkraft und dabei eigentlich mit ganz einfach ansprechenden Worten – man *hört* dieses Motiv, dieses herzbewegende dreitönige, dann fünftönige; in der Tat, ich, dem das Musikalische in seiner *Geistigkeit* leicht und tiefverwandt, in seiner *Präzision* schwer eingeht, habe es sogleich deutlich gehört, obschon ich die Sonate viele Jahre lang nicht hatte spielen hören. Ich habe sie mir dann, *neben* Ihren Worten, von meinem hiesigen sehr lieben Freunde, dem Gen.Musikdirektor Koslik, am Flügel vorspielen lassen. – Nun, Sie können sich denken, *wie* ich auf das

Buch warte. Vor «Rüdiger» bangt mir nicht! Wie sollten *Sie* nicht das Recht haben, da zu schalten wie es das *Werk* verlangt. Lassen Sie mich ruhig hie und da vielleicht ein bischen eine saure Miene dazu ziehen – was tuts? An die *Ehre* wirts ja gewiß nicht gehen! Ich rüste mich «reisig» mit Humor; mit *Liebe*, zu Ihrem Genius, brauche ich mich nicht erst zu rüsten; sie ist Teil des lebendigen Ich, und kein Harnisch oder Koller, den man darüber schnallt!

Für heut nur dies. Mit tausend Grüßen. Hoffentlich sind Sie gut und glücklich heimgekehrt, vom Pudel gewiß frenetisch empfangen! – Ich war ein paar Wochen bei meiner Schwester in Kulmbach – in einer sehr hübschen, anheimelnden Landschaft – die Franken erstaunlich den Schlesiern verwandt, auch sprachlich – wir sind ja z. T. im 13. Jhrhdt. aus Franken ins Bistum Breslau (jetzt Wratslaw!) hinübergesiedelt. Obwohl Franken ja, ich glaube seit Napoleon, zu Bayern gehört, haben sie nichts mit den Bajuwaren gemein. – Mein Schwager ist jetzt dort Rektor geworden, bekommt aber, als «Flüchtling» oder, wie man jetzt sagt, «Neubürger», nur 205 Mk. Monatsgehalt, obwohl er 8 Lehrer unter sich hat. Sie hausen zu dritt in einem winzigen Zimmerchen, aber ganz gemütlich. –

Nun nochmals: innigste Grüße, auch an Frau Katja – dieser Brief wird Sie ja wohl so um «Xmas» erreichen, das ich so oft und unvergeßlich schön bei Ihnen verleben durfte. So also zugleich «Gesegnetes Fest!»

Immer Ihr alter *Reisi*

An Hans Reisiger

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
28. März 1948

Guter Reisi, *wie ward uns*, als wir die Mary in Händen hielten, darin blätterten, abwechselnd darin lasen! Wie wurden die Küsnachter Stunden uns wieder lebendig, als wir zuerst von Ihnen daraus hörten! Es ist ein so nobles, klares, reines Buch, ernst blickend und sympathisch verliebt, überzeugend kundig seiner Welt ohne viel historische Etalage, von ruhiger und bestimmter Zeichnung. Zuweilen wird Ihr Stil ein bißchen trocken und pathetisch aufgesteift, das fiel mir aber mehr bei einem Bruchstück aus der Perserkriegsdichtung auf, das ich sah. Es ist dann, als wäre die Laune Ihnen ausgegangen und als fehlte das Körnchen Salz, das doch das Aufgetischte erst schmackhaft macht. Würdig bleibt es immer, aber in solchen Augenblicken fehlt das Leben, das die Sprache schafft. Möge das richtig gesagt sein. Es sind Mattigkeiten gehobenen Tones, vor denen Sie sich, glaube ich, hüten müssen. Freilich, wie soll man sich immer vor Mattigkeiten hüten! Aber dann wenigstens keinen gehobenen Ton! Und was für weise Lehren noch vorzutragen wären. Wahrscheinlich wird Salmis die Mary als Konzeption und Wurf und Schau noch überragen. Ich sehe, wie viele gewiß, dem Werk mit Spannung entgegen. Aber die liebe Geschichte vom Kinde und der Königin haben und halten wir nun einmal und freuen uns daran und danken herzlich, auch Erika, die vielmals grüßen läßt.

Ich bin der Frischeste nicht, leide an einer gewissen Reaktion nach den Erregungen des «Faustus» und an dem melancholischen Bewußtsein, daß, was nun noch kommt,

nur Zeitvertreib und Nachspiel sein kann. Auch habe ich mir vor ein paar Wochen beim Stolpern über eine schlecht beleuchtete Stufe in fremdem Haus eine Fraktur des linken Schulterknochens zugezogen, – ein häßlicher Choc zunächst. Ich bin längst über das Unangenehmste hinweg, und für einen, gelinde gesagt, Erwachsenen heilt der Schaden sehr gut, sodaß ich meist schon die Binde weglasse. Aber Heilen ist eine aktive Leistung des Organismus, die müde macht, das merk' ich.

Ich lese Mittelhochdeutsch mit dem Wörterbuch, Hartman von Aue, «Gregorius auf dem Steine», möchte wohl die oft erzählte sünden- und gnadenvolle Legende auf heutig noch einmal erzählen, bin aber über zweifelhafte Versuche noch nicht hinausgekommen.

Leben Sie recht wohl! Dieses Jahr will ich mich ruhig halten und nicht reisen. Ich sollte nach Frankfurt kommen, habe aber unter den freundlichsten Gebärden abgesehen. Historische Fehlschläge festlich zu begehen, ist doch eigentlich sonderbar. Die Demokratie liegt so wie so im Sterben, und die Paulskirchenfeier steht in der Zeit ungefähr wie die Goethe-Feiern von 1932. Finden Sie das zu bitter?

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

An Hans Reisiger

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
19. III. 49

Lieber Reisi, einen reizenden Brief, der ganzen Familie mitgeteilt, und sonst allerhöchste Lektüre verdanke ich Ihnen: das Kapitel aus «Salamis», ernst, nobel, klug, menschlich warm und dichterisch gehoben, dann den «Herder», der erst vorgestern kam, und in dem ich schon viel gelesen habe, mit dem Bedauern nur, daß Sie die Kollektion, die freilich die ganze Person und ihre Zeit aufschließt, nicht mit einer eigenen Einleitung versehen haben von der Art des unvergeßlichen Whitman-Essays. Reichte dazu doch die Sympathie nicht? Ich würde es verstehen. Es ist ja, bei aller Hoherherzigkeit, viel Gedrücktes, Unglückliches, Taktloses in dem Charakter, der im Alter sichtlich verfällt, – ein schlechtes Zeichen für seine Grundanlage. – Mit Freuden sehe ich, wie die historisch-archivalische Arbeit Sie gleich wieder produktiv gemacht und Ihnen die Bückeburger Novelle eingegeben, von der Sie so genau und lebhaft sprechen, daß man den Eindruck hat, sie ist in Ihrem Kopfe fix und fertig. Das zeigt mir, wie wenig die körperlichen Plackereien, von denen Sie gelegentlich in sehr duldsamem Ton etwas meldeten, der Frische, Neugier, Unternehmungslust Ihres Geistes anzuhaben vermögen. Ich sage es ja, Alter soll nicht Verfall sein, muß es nicht sein. Ich will auch wieder gespäßiger werden nach der Düsternis des «Faustus», der aber auch nicht kraftloser Art war, denke ich.

An besagten Plackereien fehlt es auch bei mir nicht. Ein infektiöses Augenübel, das beständige trübende Bindehaut-Entzündung bewirkte, hatte sich eingehängt und fing an, mir das Lesen und Schreiben unmöglich zu machen. Ein angenehm bequemer, nichts tuender Arzt hatte die Sache verschleppt. Erst jetzt ist es auf Drängen meiner

Frau und Erikas zu bakteriologischer Untersuchung und entsprechender Behandlung gekommen, die schon anschlägt.

Die eigentliche Arbeitsstörung kommt nicht daher, sondern – aus Ihrer Gegend. Ich hatte mich auf meine Frühjahrsreise nach England, Schweden und in die Schweiz durch die Ausarbeitung eines schlechten und rechten Goethe-Vortrags vorbereitet und dann die Arbeit an meinem Legenden-Roman wieder aufgenommen. Da kam eine Korrespondenz mit offiziellen Münchener Stellen, deren Ergebnis war, daß man mich zum Ehren-Vorsitzenden der literarischen Abteilung der neuen «Akademie der Schönen Künste» machte. Und als ich das angenommen hatte (nachdem ich zum Ausgleich schnell noch den Weimarer Goethepreis angenommen), schrieb Preetorius und beschwor mich feierlich, nun müßte ich im Juni zu den Goethe-Feierlichkeiten nach München kommen und bei einem solennen Staatsakt reden! Halb und halb hatte ich immer gehofft, der Kelch dieses Wiedersehens werde an mir vorübergehen, manchmal allerdings auch gewußt, daß das auf die Dauer nicht möglich sein werde. Freundliche Einladungen von Frankfurt (wo ich statt meiner Unruh empfahl), ferner von Leipzig und Weimar (+ + + Zone) hatte ich abgelehnt. Nun also München allein? Es ist wahr, einer Rundreise durch das Land bis Lübeck etc. wäre ich ohnehin nicht gewachsen, und es ließe sich wohl der Gedanke herausarbeiten, daß der Besuch der Stadt, in der ich 40 Jahre meines Lebens verbracht, symbolisch für den *ganz* Deutschlands stehe. Aber meine Verwirrung ist groß, seitdem dieser Ausblick sich eröffnet hat. Noch habe ich nicht zugesagt, aber ich werde es wohl tun müssen, und meine Ruh' ist hin. Ich sollte es wohl nicht so schwer nehmen, aber ich kann nicht umhin, das Wiedersehen nach diesen 16 Jahren der Entfremdung als ein gespenstisches Abenteuer und als eine rechte Prüfung zu empfinden. Allzu lange war «nach Deutschland gebracht zu werden», «in die Hände der Deutschen zu fallen» ein Alptraum! Und was soll ich sagen? Es ist alles so äußerst kompliziert. Kaum kann ich etwas anderes tun, als innere Versuche mit einer Rede anzustellen – und kann es auch wieder nicht, denn es ist da eine Sperre, und das Bewußtsein, wie sehr man sich in all den Jahren auseinandergelebt hat, läßt mich den Ton nicht finden. Eine arge Lage, – aus der ich mir in glückhaften Stunden schon herauszuhelfen wissen werde. Aber zu fürchten ist, daß, was die «deutsche» Aura des «Faustus» an Versöhnung gestiftet hat, durch die jetzt erscheinenden Erinnerungen an die Jahre seiner Entstehung wieder verdorben werden wird. Die Perspektive, die Art des Erlebens war so verschieden. Meine Geburtstagsfreude über die Landung in Frankreich etwa, und wie brennend ich den Untergang jener Höllenbrut wünschte, mein *Haß* überhaupt, der einzige wirkliche tödliche Haß, den ich im Leben gekannt habe, und den man in Deutschland *nicht* gekannt hat, sonst hätte der Unfug nicht dauern können, – es ist doch über das alles die Verständigung schwer. Muß ja aber auch nicht davon die Rede sein, sondern besser nur von der (sehr zweifelhaften) Zukunft und von old Goethe.

Würden Sie nach München kommen, falls ich mich entschieße? Wenn wir in der Schweiz bleiben, hoffen wir bestimmt, Sie dorthin bugsieren zu können.

Alles Herzliche für Ihre Gesundheit, Ihre Arbeit und auf Wiedersehen, so oder so.

Ihr *Thomas Mann*

An Hans Reisiger

Savoy Hotel London
17. Mai 49

Lieber Reisi, Ihren guten Brief vom 25. iv. mit der schönen Beilage (Vossler) habe ich in New York zu lesen bekommen. Seit ich zuletzt schrieb, hat sich die Lage etwas geändert. Allem Anschein nach nämlich wird der Ort meiner Wiederberührung mit Deutschland nicht München, sondern Frankfurt sein. In Washington hatte ich ein Gespräch mit Prof. Hallstein, von der dortigen Universität, der jetzt Gastprofessor in U. S. ist. Er berichtete mir, daß man sich nun doch entschlossen hat, mir in diesem Jahr (was etwas heißen will) den Goethe-Preis zu verleihen und lud mich im Namen des Oberbürgermeisters Kolb dringend ein, den Preis bei der offiziellen Feier am 28. August an Ort und Stelle persönlich entgegenzunehmen. Die Verleihung ist, wie die Dinge liegen, eine *tapfere* Handlung, auf die ich denn doch entsprechend reagieren muß, und so habe ich meine Zusage gegeben, obgleich mich der Besuch unter anderem viel Zeit kosten wird, denn Mitte August wollte ich eigentlich schon wieder zu Hause sein. Gleichviel, es ist die beste und sinnvollste Gelegenheit, dem Land meinen guten Willen zu zeigen, und ich kann dann sagen, ich bin dagewesen. Übrigens habe ich die amtliche Mitteilung und Einladung noch garnicht in Händen, und es kann immer noch sein, daß es troubles und Interventionen gibt und aus dem ganzen nichts wird. Das Komitee ist bedroht worden und kann umfallen. Aber unterderhand ist die Sache abgemacht.

Für Sie ist es näher nach Frankfurt als nach München. Wir hoffen von Herzen, Sie zu sehen. (Erika kommt *nicht* mit, sie tut es nicht.)

Bunt geht es zu auf dieser Reise. Sie führte über Chicago, Washington und New York durch die Luft, 19000 Fuß hoch, über den Ozean hierher und geht weiter nach Schweden und in die Schweiz. Die Anforderungen und Anstrengungen sind groß, aber bisher habe ich ganz brav meinen Mann gestanden. Das Kind im Manne kam am besten auf seine Rechnung in Oxford, wo ich in rotem Talar, in einer wunderschönen Halle aus dem 14. Jahrhundert, mit unbeschreiblich zopfiger Feierlichkeit den *gradum Doctoris in Litteris honoris causa* empfang.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

An Hans Reisiger

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
4. Nov. 1950

Lieber Reisi, es herrscht eine solche Gluthitze hier (Wüstenwind, äußerst ermattend), daß man sich schwer entschließt, zu sagen: Der Sommer ist hin. Tatsächlich ist er hingegangen, ohne daß es, wie wir es uns gewünscht hätten, zu einem Wiedersehen mit Ihnen gekommen wäre, obgleich wir 4 Monate lang in Europa und die meiste Zeit davon in der Schweiz waren. Wie sehr schade ist das! Es war aber so, daß wir zur Zeit meiner Geburtstagsfeier in Zürich, Anfang Juni, schon wußten, daß meine Frau sich

unmittelbar danach einer recht ernstern Operation zu unterziehen haben würde, zur Beseitigung eines Leidens, das sie schon lange quälte, und gegen das einzuschreiten es höchste Zeit war. Der Eingriff ist denn auch sehr erfolgreich und unter so günstigen äußeren Bedingungen, wie man sie wohl nur in der Schweiz findet (Klinik Hirslanden), ausgeführt worden, aber die 6 Wochen, die die Patientin im Krankenhaus zubringen mußte, anfangs unter großen Schmerzen, waren doch eine Zeit der Unruhe, zum Teil der Sorge; die Erholung machte nur langsame Fortschritte, und wir haben sie dann durch einen Aufenthalt von 4 Wochen im Ober-Engadin (Sils Maria und St. Moritz) zu beschleunigen gesucht, bevor wir mit unserem kleinen Wagen ins Österreichische fuhren, um unsere dort lebenden Kinder und Enkel zu sehen.

Wenn das alles ein bißchen anders gewesen wäre, wie gut hätten wir Sie dann bitten können, für eine Weile zu uns zu stoßen, und wie sehr hätte ich mir besonders Ihre Anwesenheit bei den Zürcher Geburtstagsfestivitäten gewünscht, dem Abend im Schauspielhaus, am 5. VI., wo ich vor einem wahren Staats- und Gala-Publikum den Vortrag «Meine Zeit» hielt, und dann bei dem Festessen unter guten Freunden am folgenden Abend in dem Zunfthaus an der Limmat, mit viel guten Reden! Es tat mir doch wohl, und auch Ihnen hätte es Spaß gemacht. Nur eben, wie die Dinge lagen und die Aussichten waren, konnten wir Sie nicht gut herüberlocken.

Ich war, nachdem wir uns wieder hierher zurückgekämpft, zunächst schrecklich müde von allem Erlebten (in das Äußere mischen sich bei unsereinem ja meist noch allerlei innere und verschwiegene Ergriffenheiten) und von den vielen Orts-, Luft-, Höhenwechseln. Die wieder erwachten Lebensgeister habe ich dann benutzt, rasch den lange vernachlässigten «Erwählten» fertig zu machen, – vor ein paar Tagen habe ich das «Valet» des erzählenden Mönches unter das Schlußkapitel gesetzt, mit nicht mehr Genugtuung, als man eben empfindet, wenn man wieder einmal mit etwas fertig geworden ist. Der Welt ist mit diesen Scherzen nicht geholfen – gesetzt, es wäre ihr überhaupt zu helfen. Ihr etwas höhere Heiterkeit zu bringen, ist immer noch das Beste, oder doch das, womit man sich am wenigsten verhaßt macht.

Wie geht es *Ihnen*, lieber alter Freund, gesundheitlich und mit Ihrer Arbeit? Wann kommt «Salamis», – ein Ding von ganz anderem Kaliber, als die Nachspiele, mit denen ich mir die Zeit vertreibe –? Leben Sie recht wohl! Wenn wir uns nächsten Sommer wieder eine Europa-Reise erlauben können, so sehen wir uns, sei es am Neckar oder in Züritown.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

B.B.C. will für das Third Program einen Vortrag von 30 Minuten von mir über G.B.S. selig. Ob ich das machen kann? Ich schwanke noch. *Sehr* nahe stand er meinem Herzen eigentlich nie.

An Hans Reisiger

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
2. April 1951

Lieber, guter Reisi,
schon für zwei treue Briefe habe ich Ihnen zu danken und kam immer nicht dazu – es gibt immer so viele Geschäfte –: für den mit den wunderschönen Goethe-Versen, eine Art von Entdeckung – ich wenigstens, der doch sonst in dieser Sphäre nicht schlecht Bescheid weiß, kannte sie garnicht – und für den, der von Ihrer translation, flawless, masterly, des Fischerschen Berichtes über Gandhis Tod begleitet war. Den Aufsatz kannte ich schon, er ist englisch sehr vielfach erschienen; habe mich aber über die Reinheit Ihrer deutschen Wiedergabe gefreut. – Und krank sind Sie gewesen, recht ernstlich krank sogar. Ein Glück, daß man jetzt mit der Lungenentzündung so gut fertig zu werden weiß! Aber so unangenehm, zeitraubend und kostspielig der Zwischenfall – vor dem Münchener «Gespräch» hat er Sie jedenfalls bewahrt. Tröstlicher Gedanke! Denn dergleichen läuft doch nur auf fruchtlose Qual hinaus. Entweder vermeidet man alles Eigentliche, oder es gibt gräßlichen Krach. Das deutsche «Ohne uns!» ist da bestens am Platze. Ich will nicht sagen, daß es nicht auch sonst am Platze ist.

An gesundheitlichen Scherereien hat es auch bei mir nicht ganz gefehlt. Schon ging ich am Stock, mit einer Nervenentzündung in der Hüfte, die aber bald kuriert war. Dann drohte eine Affektion der Backen-Schleimhaut, eine sogenannte Leukoplathia, mit der ich seit unzähligen Jahren herumlaufe, plötzlich – was Anderes zu werden und mußte mit der elektrischen Nadel ausgebrannt werden. Nach dem Verfliegen der Anästhesie ist das dann für 8 oder 10 Tage recht lästig. Aber ich habe immer meinen Tag eingehalten, oft nervös, oft wackelig, aber geduldig und zäh.

Den «Erwählten» haben Sie doch bekommen? So war mein Auftrag. Ich hätte Ihnen das kleine Buch gern handschriftlich gewidmet, aber es hatte doch keinen Sinn, es erst über den Ozean, her und zurück, gehen zu lassen. Sie hätten es längst noch nicht, und ich bin doch ungeduldig zu hören, wie Ihnen der fromme Spaß gefällt. Alfred Knopf, der die Geschichte nur in der Übersetzung, als «The Holy Sinner», gelesen, schrieb mir: «I found the book utterly entrancing. As sheer narrative, it seems to me to be perhaps your best work.» Nun, wie es um dies Verleger-Urteil stehen möge, ich hätte wenig dagegen, wenn es populär würde. Ende gut, alles gut. – Aber es ist das Ende ja immer noch nicht. Habe ich Ihnen erzählt, daß ich die Bekenntnisse des Felix Krull fortführe? Womöglich werde ich auch damit noch fertig! Vor 40 Jahren unterbrach ich mich darin, um den «Tod in Venedig» zu schreiben. Aber durch all die Zeit habe ich Handschrift und Material an mich gehalten, und es war doch recht merkwürdig, als ich auf demselben Münchener Manuskriptblatt, ganz oben, wo ich mit 35 Jahren zu schreiben aufgehört, nun weiterschrieb. –

Es ist ja Menuhins Schwester, nicht seine Tochter (wie denn das wohl!), mit der Bibi reist, eine gute Pianistin. Er selbst hat sich zu einem sehr ernst zu nehmenden Musiker entwickelt, mit starken theoretischen Neigungen übrigens, sodaß ich ihm

eine Lehrstelle, sei es in Deutschland oder in Amerika, wünschte. Sie sollte auf Grund seiner Konzerterfolge zu erlangen sein.

Sie möchten einmal weg aus dem Land des neuen Stahlhelms und aus Old Europe – tja, und hier geht so mancher herum, der von hier fortmöchte. Hat *auch* seine Gründe. Aber wohin? *England* wäre das beste Land darin zu leben. Aber schlechtes Klima *und* nichts zu essen – un poco troppo.

Wenn es sich machen läßt, daß wir im Sommer in die Schweiz kommen, so lotsen wir Sie herüber. – Auf Wiedersehen! Halten Sie sich gut!

Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

Stuttgart, Karfreitag 52
[11. 4. 1952]

Lieber, Verehrter –

einen herzlichen Ostergruß zuvor, Ihnen allen. Schreiben Sie, bitte, meine gräßliche Saumseligkeit nicht auf mein, sondern auf Herrn Schildknapps Konto, das ja eh' belastet ist! Allenfalls anzuführen ist, daß ich den ganzen November u. Dezember sehr krank war, Lungenentzündung, schon die 2. im vorigen Jahr, und anschließend Nierenbeckenentzündung – das Ganze verursacht durch das infame Düsseldorfer Klima (ich war dort bei Verwandten zu Gast), das wie der faulige Atem eines Riesenschlammwurms ist, der da in der Niederrheinsenkung liegt. Ein Glück nur, daß es jetzt das gute Penizillin nebst anderen «Sulfonamiden» gibt. – Ich hoffe von Herzen, daß Sie, Lieber, von derlei Ungemach verschont geblieben sind – ich denke, die Gasteiner Kur, deren Segen sich ja erst spät zeigt, wird das ihre getan haben. Ich habe mich eigentlich erst seit kurzem wieder so richtig derfangen und fühle mich, wie das nach ernsterer Krankheit ja oft geht, wohler denn je. Leider kommt dieser Zustand noch lediglich dem mir nachgerade fürchterlich auf die Nerven gehenden Reader's Digest zugute, aus dessen Fron ich nicht mehr herauskommen soll, wie es scheint. Mein kleines Salamis-Opus hat Ro auch immer noch hinausgezögert – er brauchte ja wohl so viel Papier für die Riesenaufgaben des ominösen «Fragebogens» – aber nun ist vertraglich *fest*, daß es im Herbst erscheint. Ein todsicherer worst-seller. –

Ich habe, lieber Freund, wieder die ganze letzte Zeit, an den Abenden, mit dem Ernährer Joseph verbracht und ihn zum ich weiß nicht wievielten Male gelesen – vor allem das unvergleichliche Pharaogespräch. Es ist eine immer neue, nie versagende Herrlichkeit – jedes Wort eine Wonne! – Ganz besonders liebe ich auch die Geschichte vom Bäcker und Mundschenk – ich weiß nicht, das unselige German people hat noch immer die Augen nicht offen für das, was ihm da geschenkt ist. Teilweise schon. Aber längst nicht genug. Nun, *Rubmes* haben *Sie* genug und übergenuß – aber mir tut jeder leid (oder ist mir unerträglich zuwider), der keinen «Sinn» für dieses Wunderwerk hat. Da kann man sich nur rasch abwenden oder totschlagen. – Inzwischen ist ja gewiß schon die letzte Hand an den «Krull» gelegt? Diese köstliche niedrigere Spielart des Jaakobssohnes. – Leider Gottes besitze ich vom Joseph nur den 4. Bd., den Sie mir in Frankfurt schenkten. Der S. F. V. hat seine frühere schöne

Gepflogenheit, alten Freunden u. Autoren wichtige Erscheinungen zu verehren, leider völlig eingestellt. – Ich bin, à propos, leider noch immer nicht dazu gekommen, die alte Frau Fischer im Königstein zu besuchen, ich wollte es von Düsseldorf aus tun, da kam die Krankheit dazwischen. Es kostet halt auch immer ein ziemliches Geld. – Frau Hauptmann besuchte mich rührender Weise zweimal, als ich in Düsseldorf krank lag, u. brachte mir 3 Flaschen Bordeaux! Sie ist noch erstaunlich rege u. lebhaft, aber so ein bischen wackelig, man denkt, man könnte sie kaputt machen, wenn man sie anfaßt. Von großem Charme. Ich habe sie ja immer *sehr* gern gemocht, sie ist so viel verkannt worden, infolge gewisser Schwächen. – Ach, wann schwätzen wir wieder einmal über dies u. das –? Allerherzlichste Grüße *derweil!* – Hier lenzt es nur schüchtern nach dem langen Nachwinter. Ich bin vorübergehend hier in dieser Pension – werde wohl bald umsiedeln. *Wenn* Sie schreiben, dann bitte lieber nach Stuttgart, Bopserstr. 5^{II} bei Beuttner, das findet mich am sichersten. Aber ich gebe auch bald Nachricht, wo ich wieder lande.

Ihr alter *Reisi*

An Hans Reisiger

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
18. April 1952

Lieber, guter Reisi,
gerade komme ich von Hollywood von einem recording zurück, das doch immer eine starke Konzentration erfordert, und mit dem Weiterdichten am Roman ist es für heute doch nichts mehr. So widme ich Ihnen den Rest des Vormittags zum Dank für Ihren Brief, der gestern kam, und über den ich mich so sehr gefreut habe. Nicht ich allein. Ich habe ihn auch im Familienkreise vorgelesen (Medi ist für einige Wochen mit ihren mediterranen und dabei nur englisch sprechenden Kindern bei uns zu Besuch), und alle haben voller Sympathie gelauscht, denn von Reisi will jeder wissen.

Nicht alles lautete ja erfreulich in Ihrem Bericht. Soviel Krankheitsheimsuchung durch Monate! Es erinnerte schon an Golo's düstere Phantasieen als kleiner Junge, wenn er immer von «*Brustentthündung*, *Blutentthündung* und *Luftentthündung*» sprach. Verzeihen Sie die heitere Erinnerung, aber es ist nun ja alles überstanden. Arg muß es gewesen sein, und besonders von Nierenbeckenentzündung hört man immer, daß sie äußerst schmerzhaft ist. Warum haben Sie nur je Ihr schönes Partenkirchen verlassen? Sie sind doch für die Bergluft geboren und sollten sich nie in dumpfe Niederungen wagen. Aber freilich, man will sich verändern. Wir wollen es ja auch, das heißt: träumerischerweise wenigstens, denken wir an die Rückkehr zur alten Erde, da ich in dieser hier doch, alles in allem, nicht begraben sein möchte. Manchmal denke ich geradezu: Wir haben doch das schöne Grundstück an der Isar (die Ruine ist jetzt abgerissen), – ob wir uns nicht einfach dort ein neues, kleineres Haus bauen sollten, sodaß ich wieder zum Aumeister spazieren ginge? Aber es wäre doch wohl zu gespenstisch, und Germany überhaupt ist mir zu unheimlich. Das einzige Land in Europa, wo man – bis auf Weiteres – festen Boden unter den Füßen hat, ist die Schweiz; und

für die habe ich doch diese alte Vorliebe – es ist ein so schönes, wohlverwaltetes, neutrales Land, und gleich ist man von dort aus überall: in London, Paris, Mailand, Venedig, selbst in München, wenn man will. Ich habe mit Berner Stellen eine Korrespondenz gehabt, und man hat sich so erfreut und entgegenkommend gezeigt, daß es eine wirkliche Ermutigung war. Ich glaube, daß wir uns im Tessin ankaufen werden, aber das Verkaufen hier ist schwierig, eine Sache der Gelegenheit, man muß warten können, und so wird es dieses Jahr wohl noch einmal auf eine Europa-Reise mit Rückkehr im Herbst hinauslaufen. Wir haben für Mitte Juni Zimmer in Gastein bestellt, das wie voriges Jahr dem Schweizer Aufenthalt vorangehen soll. Wir wollen diesmal dafür sorgen, Sie und wir, daß unsere Europa-Tage nicht wieder vergehen, ohne daß wir zusammenkommen und alles besprechen!

Ich denke, Sie werden an Ihrem Salamis viel mehr Freude erleben, als Sie jetzt zu hoffen sich getrauen. Das Erscheinen der Mary ist nicht gar so lange her. Sie setzen doch viel durch – gegen den Übersetzungsbroterwerb, – der ja doch, Hand aufs Herz, auch oft eine *liebe* Not ist. Nicht jeder hat soviel Grund, zufrieden mit sich zu sein. Ich – und die letzte Hand an den «Krull» gelegt?! Ach, Sie wissen doch, was für eine mer à boire so ein großer Roman ist. Nie und nimmer hätte ich mir so etwas noch einmal aufhalsen sollen. Das Buch macht mir große Sorgen – in mehr als einer Beziehung. Einiges recht Merkwürdige ist hinzugekommen seit ich es wieder aufnahm, aber die knappe, frische Komik der Teile von vor 40 Jahren hat das Neue nicht mehr, und eine nur zu wohl vertraute Neigung zur Ausartung ins «Faustische» macht sich bemerkbar. So wird einerseits der Held mir nachgerade zu «gut» für die ihm zuge dachte Laufbahn, und andererseits: – Pan-Erotik und Juwelendiebstahl, ist das eigentlich so recht de mon âge? Sollte man die Kräfte seiner späten Jahre an solche Scherze wenden? Und sie sind schwierig und unabsehbar zeitraubend, diese Scherze! Manchmal bin ich nahe daran, zu glauben, daß ich besser tue, abzubrechen und es bei einem erweiterten Fragment sein Bewenden haben zu lassen. Aber vorläufig mache ich noch weiter. –

Also auf Wiedersehn, lieber alter Freund! Ich denke, wir lotsen Sie nach Gastein, wenn wir da sind. Könnte Ihnen garnicht schaden. Oder nach Strobl am Wolfgangsee, wo es auch sehr hübsch ist, und wo unsere Kinder und Enkelbuben sind. Unseren kleinen englischen Wagen, der in Paris steht, werden wir dort haben zum Spazierenfahren.

Meine Frau und die Töchter grüßen vielmals.

Ihr *Thomas Mann*

Verzeihen Sie die Manuskript-Schrift. Ich glaube, Sie können sie lesen, und es geht geschwinder.

An Hans Reisiger

Zürich, Waldhaus Dolder
21. Sept. 52

Lieber Reisi,
können Sie mir, bei all Ihrer eigenen Belastung, nicht etwas helfen? Es ist so: Am 9. November soll ich im Frankfurter Schauspielhaus bei einer Matinée zur Eröffnung der Hauptmann-Festwoche anlässlich seines 90. Geburtstags 20 Minuten lang über

den Hochseligen sprechen. Die Witwe wünschte es dringend, das Theater, die Stadt wünschten es, und ich konnte mich nicht entziehen, so beschwerlich und störend die Aufgabe mir ist. Schon drückte ich, nicht recht wissend, was werden soll, an ihr herum; denn ich muß sie baldmöglichst, bevor wir nach Italien und dann nach München gehen, lösen und die ca. 8 Maschinenseiten, die 20 Minuten füllen, zu Papier bringen. Mit ehrerbietiger Ironie war es leicht, über diesen merkwürdigen und ja auch *liebenswert* Fall von nicht recht fertig gewordener, irgendwie steckengebliebener Größe gelegentlich zu schreiben; es zu feierlicher Gelegenheit, als Festredner zu tun, ist sehr schwer und quält mich umso mehr, als ich viel lieber meine Novelle zu Ende schriebe und zu Krulls Memoiren zurückkehrte.

Wollen Sie wohl so lieb und gut sein und mir mit ein paar Tips, Notizen, Winken, Ideen, Erinnerungen, tatsächlichen Angaben zur Hand gehen, die mir den Geist erwecken, und die ich mit Eigenem zusammenkochen kann? Sie haben Hauptmann früher und näher gekannt, als ich, haben mit ihm gelebt, kennen auch sein Werk, besonders sein Greisenwerk, besser und wissen, wie diese Iphigenien etc. etwa zu charakterisieren sind. Sie sprachen mir gelegentlich davon, daß er aus dem Traume schrie, aus einer gewissen brodelnden Fülle seines Inneren heraus, die garnicht ganz Werk und Figur geworden sein mag. Das ist ein Motiv. Können Sie es etwas ausführen?

Was mir besonderen Eindruck macht an diesem Leben, sind die – bei aller Mangelhaftigkeit im Geistigen doch geistgewollten und geistbewirkten – biologischen Zuströme, die seiner Natur beschieden waren und aus dem schwächlichen, bleichen, wahrscheinlich brustkranken, sektirerisch-asketischen Jüngling den breiten, langlebigen, weinfrohen, stark essenden, lebensstolzen Mann werden ließen. Auch ein Motiv, finden Sie nicht?

Welche Gruppe von Sektirern, Schriftstellern, Reformern war es noch, der er als junger Mann angehörte oder nahestand, und nach welchem Orte war sie gleich benannt? – Dreizehn Jahre jünger als er, habe ich ihn in seiner Jugend nicht gekannt, ihn erst in seiner «Fülle» kennen gelernt. Welches war seine Herkunft, was war sein Vater? Wollte er nicht Bildhauer werden? – Ich weiß nicht das Jahr, in dem «Vor Sonnenaufgang», dann «Die Weber» zuerst aufgeführt wurden. Ohne Bücher hier, möchte ich mich gern erinnern, wie es wörtlich an einem Aktschluß von «Schluck und Jau» von dem großen Branntwein-Faß heißt, an dem hunderttausend Schmetterlinge saugen – oder ähnlich. Es ist sehr gut.

Einige Worte über die Epen, den Eulenspiegel etc! Hieß eines nicht «Anna» oder woran denke ich? Die nicht aufgehende Sonne!? Kurz, schreiben Sie mir etwas über ihn, schnell, was Ihnen einfällt! Ich bitte herzlich und in Nöten. Ich brauche Belebung meines widerstrebenden Gedankens. Verzeihen Sie die Zumutung! Und dies Gekritzel.

Ihr *Thomas Mann*

Zürich, den 1. Nov. 1952

Prächtiger Reisi!

Ich bin schon fertig mit Ihrem schönen, edelmütigen Buch, von dem Sie mir in Ihren fast wegwerfenden Gasteiner Charakteristiken ein viel zu bescheidenes Bild gegeben haben. Selbst die Bezeichnung als «Erzählung» ist zu bescheiden, wenn auch insofern richtig, als es sich nicht um einen Roman handelt und auch nicht um ein Geschichtsbuch, sondern um ein *Gedicht*, einen Gesang, ein hochgestimmtes, mitreißendes, farbenreiches, von sinnigen, tiefgefühlten Aperçus über das Menschliche durchwobenes Lied, das man, einige Jugendlichkeit noch im Herzen, einfach herrlich nennen kann. Wie ist das alles kühn, genau und deutlich gesehen und prachtvoll ausgesagt, – eine Blüte gewissenhaften Studiums, das durch Intuition, lautere Einbildungskraft, noble Gesinnung, feierliche Sprachkunst in die Höhen des Dichterischen gehoben ist. Ich werde das Bild der Schicksalsschlacht selbst nie vergessen und kann nicht genug die pittoreske Anschaulichkeit der Figuren, namentlich auch des Xerxes, in seiner von den Göttern verworfenen und tragisch betrogenen Größe bewundern. Da wird auch der totalitären Despotie ihr ästhetisches Recht, – wie überhaupt Gerechtigkeit, der gütige, erbarmende und doch sehr feste Blick von oben aufs Menschliche hinab, das reinigende, lautere Ethos des Buches ausmacht.

Ich suchte schnell auf einmal zu sagen, was mich beim Lesen bewegte und als glückliche Rührung in mir nachwirkt. Ausführlicher kann ich nicht sein. Ich bin gehetzt und beklommen von Verpflichtungen, sowie von dem bevorstehenden, im Gang befindlichen Umbau unserer Lebensbasis. München war eine erstaunliche *festivitas* mit letztem Erscheinen in der Tür des eisernen Vorhangs und auf der Straße sich fortsetzendem Applaus. Jetzt kommt Frankfurt, dann, nur zu schnell, noch im November, eine ganze Woche Wien, die *munter* zu werden verspricht. Die Erschütterungen der Todesfälle, Neumann, Oprecht, dann noch Hans Feist, zu schreibende, auch selbst zu haltende Nekrologe, fielen zwischenein. Ich arbeite nicht und habe das etwas unheimliche Gefühl, mich im Äußeren geschäftig aufzubrechen. Nun, das wird wieder zur Ruhe kommen. Denken Sie, wir haben auf der Höhe von Erlenbach, gleich hinter Küsnacht, zwei Stockwerke eines Hauses mit dem schönsten Blick über den ganzen Zürichsee hin gemietet. Die Jahresmiete beträgt ungefähr soviel wie allein das Gehalt unserer help-Negerin in Californien. Am 15. Dezember, 14 Tage nach der Rückkehr von Wien, wollen wir einziehen. Bis der «Lift» aus Pacific Palisades da ist, bekommen wir alles von der Möbelfirma Pfister kostenlos, selbst ohne Transportkosten, geliehen. Überhaupt ist man reizend hier zu uns, auch auf den Ämtern, immer mit dem Refrain: «Es ist uns eine Ehre!» Willkommen zu sein, ist doch wohltuend. In meiner Aufenthaltserlaubnis steht als Zweckangabe: «Verbringung des Lebensabends und schriftstellerische Betätigung». Das ist doch sehr hübsch. Wir wollen hoffen, es wird eine Verbringung *mit* solcher Betätigung sein. Und hoffen wollen wir auch, daß es in Amerika kein böses Blut gibt. Aber es war eben an gewissen Stellen schon böse genug.

Der spätbürgerliche Terrorismus und der des «Neuen» liegen einander schwer gewappnet gegenüber, und durch ein unvorhersehbares Versehen kann plötzlich alles in die Luft fliegen. Gott verhüt' es!

Lesen Sie Adorno's «Versuch über Wagner» (Suhrkamp)! Es ist ein in gewisser Weise ärgerliches, aber extrem gescheites Buch, das mich tief angelegentlich beschäftigt hat. «Salamis» und diese Kritik – es gibt keinen schärferen Gegensatz der Lektüre. Ich bin für beides zu haben. Aber mehr *Segen* liegt, glaube ich, doch auf dem Ihren.

Bleiben Sie mir gut!

Ihr *Thomas Mann*

An Hans Reisiger

Erlenbach-Zürich

21. III. 53

Lieber Reisi,
zwei Worte zur Begleitung des Sammelbuches, das an Sie abgegangen ist. Im Januar hatte ich eine Karte von Ihnen, sehr lieb, mit einem Stuttgarter Wolkenkratzer. Seitdem habe ich nicht geschrieben, und Sie mögen sich gewundert haben. Aber erst war die Installierung hier, mit den schwer zu placierenden kalifornischen Dingen und der Bibliothek, sehr mühevoll, und dann bekam ich eine arge Grippe mit dem obligaten verzweifelten Nerven-Tief nachher, aus dem ich immer noch nicht recht heraus bin. Alles, jedes Gespräch, und Schreiben gar, das Leben überhaupt, strengt mich noch furchtbar an, – wie denn wohl im Ganzen die Re-Akklimatisation ans Mitteleuropäische nach 12 Jahren Californien für mein nicht mehr *ganz* jugendliches System eine größere Zumutung ist, als ich mir vorstellte. Der bittere Winter machte sie mir nicht leichter. Die linderen Lüfte jetzt genieße ich dankbar.

Fertig gekriegt habe ich unter den ungünstigsten Umständen doch wieder etwas: Unter die Novelle «Die Betrogene» habe ich vorgestern den Schlußstrich gezogen. Ab Mai soll sie im Münchener «Merkur» erscheinen. Anfänge und Schluß sind gut; mitten drin gibt es allerlei Flaues, was wohl zu entschuldigen wäre. Aber da gilt keine Entschuldigung.

Der Essayband scheint mir ganz bunt, gesprächig und von einem gewissen autobiographischen Reiz. Was meinen Sie?

Der Süddeutsche Rundfunk kommt immer wieder auf seine Idee, die round table discussion mit einigen Freunden, hier bei mir, zurück. *Sie* wollen nicht, und *ich* will eigentlich auch nicht, kann mir das Ganze nicht recht vorstellen. Es müßte doch geradezu geprobt oder doch genau verabredet werden; ich bin nicht fürs Improvisierte. Der Funk schreibt nun an einige gute Freunde hier. Wenn sie sich weigern, soll es mir nur recht sein.

In Paris waren wir noch nicht. *Denken*, im späteren Frühjahr dorthin und vorher nach Rom zu fahren. Vielleicht von Paris auch nach Cambridge zu einer akademischen Feier.

Geht es Ihnen wohl? Was haben Sie über «Salamis» gehört? Würde mich wirklich interessieren, wie die deutsche Kritik bestanden hat, noch zu bestehen weiß vor dem Schönen und Noblen.

Ihr *Thomas Mann*

An Hans Reisiger

Erlenbach-Zürich
8. Sept. 1953

Lieber, guter Reisi!

Recht herzlichen Dank für Ihr Liebes und Gutes vom 28. 8.! Ich hätte prompter geantwortet, wenn nicht immer so viel los wäre und mir nicht namentlich die Nachmittags-Korrespondenz-Zeit von Theebesuchen gestohlen würde. Zürich ist solch eine Durchreisestadt, und jeder will vorsprechen. Ist ja zuweilen ganz nett, aber öfter doch bloßer Zeitverderb, und ich wehre auch möglichst ab.

An Eberles Aufsätzen über die vertrauten Orte habe ich Freude gehabt. Das ist ein guter Reiseschriftsteller von frischem Auge und einer glücklichen Mitteilungsgabe. Sagen Sie ihm doch meinen Gruß und Dank! Ich war ganz zurückversetzt in die Zeit meiner eigenen Inspektionsfahrten und sogar in den Roman selbst, auf den einmal angespielt wird. Ihre Vorliebe für ihn tut mir immer so wohl. Das opus ist wenig bekannt, zu kostspielig und als Lektüre für die Menschen heute ein zu weitläufiges Unternehmen. Dennoch haben Sie, glaube ich, recht mit Ihrer Einschätzung. Das war Lebenshöhe, – die sich dann mit 70 noch einmal, in tiefer Erregung, mit dem «Faustus» fortsetzte oder sogar überhöhte. Was dann kommt, sind Nachspiele, lassen wir's gut sein, – so gut, wie es gewohnheitsmäßig immer noch sein kann, wie im Fall der «Betrogenen», die ich nicht sehr hochhalte, etwas mißmutig und durch Früheres verwöhnt wie ich bin, – oder im Fall der Fortsetzung des «Krull», mit der es unter hundert Störungen und Müdigkeiten, einem Eigentlich-nicht-mehr-recht-Mögen, nur schleppend vorwärts geht. Trotzdem kommt immer einmal wieder Amüsantes zustande.

Sie haben auch, ich sehe es mitfühlend, Ihre Quälereien und Mißhelligkeiten, wie die Jahre sie mit sich bringen. Mein Arzt hier, Dr. Mäder in der Bahnhofstraße, sagt immer: «Die Dezennien! – müssen Sie bedenken.» Natürlich bedenke ich es und finde im Grunde, daß man im 79. die Ärzte in Ruhe lassen sollte. Weder für Sie noch für mich war das Leben ein Kinderspiel, oder wenn doch, so ein recht strapaziöses. Gott sei gelobt, daß es mit der Trübung des Glaskörpers weiter nichts war und ist – jedenfalls keine Netzhautablösung, von der ich auch immer nur Nachteiliges gehört habe. Dr. Gscheidel erinnerte mich lebhaft an Zahnarzt Gosch in München, der bei einer Wurzelbehandlung alle Augenblicke zu sagen pflegte: «Au weh, das geht schief!» Recht ermutigend.

Tausend Stück von «Salamis», das ist aber doch nicht so schlecht, lieber Freund. Und ein literarischer Erfolg war es bestimmt. Dazu nun *Athen*, das hat mir Eindruck gemacht! Möge es zustande kommen! Es wäre sehr schön und feierlich.

Im Juli hatten wir eine turbulente Zeit durch den 70. Geburtstag meiner Frau, der höchlich begangen wurde, wie die Gute es zwar nicht wollte, aber verdient. Kinder und Enkel fanden sich zusammen, jede Kammer des Häuschens war besetzt, und Schweizer Freunde gaben im Eden au Lac ein Fest mit viel schönen Reden. Hatten auch morgens gleich für ein Ständchen von Kammermusik unter unseren Fenstern gesorgt. Die Schweizer Presse nahm freundlichen Anteil, und in der «Neuen Zeitung», Frankfurt, stand ein wirklich hübscher, herzlicher Freundschaftsartikel von Bruno Walter, der übrigens jetzt gerade hier ist.

Erika ist in Göttingen, um an einem «Königliche Hoheit»-Film [...] zu retten, was zu retten ist. Sie wird uns aber Ende der Woche an den Genfersee chauffieren, wo es, zwischen Vevey und Lausanne etwa, noch erschwingliche und dabei stattliche Wohnobjekte geben soll. Ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen das Mesquine, und dies hier ist, bei schönster Lage, ein kleines bißchen mesquine im Vergleich mit unserem in San Remo Drive, das nun verkauft ist, aber unter seinem Wert. In meinem Arbeitszimmer hier kann ich nicht einmal ein Sofa stellen, das ich doch zur Arbeit brauche, da das stundenlange gebückt Sitzen am Schreibtisch mir nicht gut tut. – Alles in allem, man sollte mehr *Geld* haben, finden Sie nicht auch?

Von Genf wollen wir für 14 Tage nach Lugano (Hotel Villa Castagnola), nicht zuletzt um Hesses wieder zu begrüßen, die wir seit unserer Rückkehr in die Schweiz noch nicht gesehen haben. Anfang Oktober sind wir zurück. Dürfen wir Sie dann einmal, wie anno Küsnacht, bei uns zu Gaste laden? Sie könnten beliebig arbeiten und die ganze Umgebung hier, an und über See, ist so reizend. Man führe aus, ginge einmal ins Schauspielhaus, in die Oper, hörte unserem guten Musikapparat zu, läse einander etwas vor etc. wie in alten Tagen. Wie Medi zu sagen pflegte: «Mit Herrn Reisiger ist Herrpapale immer so *heiter*.»

Ihr *Thomas Mann*

P. S. Es muß wohl etwas komisch auf Sie wirken, daß ich Sie in ein Haus einlade, das ich selber als ein bißchen mesquine kennzeichnete. Wirklich sind es etwas kleinliche Verhältnisse hier, und die Unterbringung wäre nicht recht standesgemäß. Meine Frau sagt, sie würde Sie in der «Sonne» in Küsnacht einquartieren, einem sehr hübsch gelegenen gutgeführten Hotel. In Gastein wohnten wir ja schließlich auch nicht zusammen.

An Hans Reisiger

Erlenbach-Zürich
18. Okt. 53

Lieber Reisi, wie geht es? Mäßig und mittelgut, nehme ich an, so wie mir, und damit muß man zufrieden sein.

Ich wollte heut nur noch einmal auf meinen so überaus freundlichen (egoistischen) Vorschlag von neulich, die Einladung nach Erlenbach, zurückkommen. Wir müssen die Idee nun doch noch etwas weiter zurückstellen. Anfang des Monats hätte es gut gepaßt, in nächster Zeit nun aber wird dem Zusammensein allerlei entgegenstehen. Sie wissen, in diesem Hause wollen wir nicht bleiben, seiner engen Räume wegen, und denken, da Wünschbareres im Zürcher Gebiet unsinnig teuer ist, stark daran, in die West-Schweiz, die Gegend von Montreux und Vevey, überzusiedeln, wo das, was wir suchen, meist von Ausländern gebaut, vielfach angeboten wird und erschwinglicher ist. Wir haben uns, schon bevor wir nach Lugano gingen, dort umgesehen und wollen, sobald Erika von Göttingen zurück ist, in den 20^{er} Tagen des Monats, uns wieder für eine Weile dort hinsetzen, um womöglich eine endgültige Lösung

des Wohnproblems zu finden. Dann kommt der grämliche, dunkle November, der sich für Ihren Besuch hier keineswegs empfiehlt, und wenn es Winter wird, werden wir, meine Frau und ich, sie wegen ihrer Nieren-Anfälligkeit und ich wegen der Dauer-Bronchitis, der ich hier nicht entgehe, wohl bald das Weite suchen: wir denken an Madeira oder Mallorca, wo es sehr schön sein soll. Wir haben uns folglich zurechtgelegt, daß das Wiedersehen und Zusammensein mit Ihnen am besten ins Frühjahr und nach Montreux verlegt wird, wenn wir uns dort eingerichtet haben. Sind Sie einverstanden?

Gestern haben wir im Theater «Das Schloß» in der dramatischen Bearbeitung von Brod gesehen und waren dank einer vorzüglichen Aufführung über Erwarten beeindruckt. Das Stück hat in Berlin schon starken Erfolg gehabt und wurde auch hier fast enthusiastisch aufgenommen – mit Recht, insofern viel von der Atmosphäre des Buches, seinem grotesk religiösen Gehalt darin eingegangen ist. Was ich auszusetzen habe ist nur, daß durch die Theatralisierung diese komisch bedrückenden Träume ganz ins Expressionistische gerückt werden, eine zu datierte Sphäre (dated, meine ich), zu der Kafka doch garnicht gehörte.

Erika hat jetzt sogar eine kleine Rolle in dem «Königliche Hoheit»-Farbfilm übernommen. Natürlich wird das Buch unerbittlich entstellt, dabei wendet man aber viel an die Produktion, und Erika meint, daß ich schließlich einigen Spaß daran haben werde. Sonderbar, wie das alte Ding, das mit Recht oder Unrecht doch immer etwas über die Achsel angesehen wurde (auch von mir) nun plötzlich durch Film und Radio-Hörspiele, zu denen sich Schweizer und deutsche Sender zusammentun, eine Art von populärer Renaissance erlebt. Schon durch die Fischer books tat es das. Habent sua fata libelli.

Unterdessen schreibe ich weiter an den Krull-Memoiren und bin leidlich amüsiert. Gerade hat Felix als Marquis de Venosta in Lissabon eine Audienz beim König von Portugal gehabt und den Orden vom Roten Löwen zweiter Klasse bekommen – zum Lohn für höchst aristokratisch-konservative Reden, für die unser Golo beim Vorlesen außerordentlich empfänglich war.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

An Thomas und Katja Mann

4. 12. 53

Liebe, verehrte Freunde,
wenn man eine Weile in den «oberen Rängen» war, kommt es einem natürlich in anderen Bereichen erst mal etwas miekrig vor! Zum Glück ist auch hier wieder noch strahlendes Wetter – man wandelt im Jakett: (freilich darunter nun von wolligem *Netz* umspinnen!!) – aber die sonnige Höh' von Erlenbach ist es eben doch nicht, und ich muß sagen, das lichte («mesquine»!!) Häuschen hat es mir recht angetan – ich hatte so das Gefühl, daß man darin eigentlich garnicht übler Laune oder traurig sein kann. – Die äußeren Stationen Ihres Lebens sind ja überhaupt doch beneidenswert schön – die Poschingerstreet am hellen Isarufer konnte sich ja wahrlich auch

sehen lassen, dann Schiedhaldenstraße – dann das Paradies in Kalifornien – nun Erlenbach – lauter liebliche Wohnstätten! – Die Zeit bei Ihnen kommt mir viel länger vor als sie war, das ist begreiflich – es ist alles so reich und vielfältig bei Ihnen, wie Sie selbst es garnicht so merken können. Gott gebe nur, daß inzwischen auch alle Krankheitsgeister entschwunden sind – der Halsentzündungskobold und der üble Darmgrippentroll – wobei ich immer bewundert habe, wie heiter und teilnehmend auch Eri trotz dieser so enervierenden u. schwächenden Zustände dort immer war. – Nun – *überhaupt!!* – Und der «Krull», lieber verehrter Freund, wird ohne Zweifel ein Riesenerfolg werden – bestimmt das nächst den Buddenbrooks *meistgelesene* Ihrer Bücher. Sie werden sehen! Das «Warum» ist nicht so leicht definierbar, aber vielleicht liegt der Grund, abgesehen von dem wunderbar klaren, blanken und immer reizvoll doppelschichtigen Fluß der *Erzählung*, in dem diesem Werk besonders eigenen Element von *Zeitlosigkeit* – obgleich es ja einigermaßen zeitlich situiert *ist* – aber dennoch, es ist so zeitlos wie, cum grano salis, der Don Quixote, der Eulenspiegel oder 1001 Nacht. Und es bietet dem raffinierteren Geschmack so viel wie dem simpleren. – Merkwürdigerweise ist z. B. die *indische* Märchenwelt – ich lese grade darin – von ganz wenigem abgesehen nicht mehr – oder besser gesagt, überhaupt nicht für uns genießbar, man quält sich durch dieses meist recht alberne Gestrüpp. Wie nichtig u. grob bleibt im Original selbst so etwas wie die «vertauschten Köpfe», denen Sie erst Sinn u. Reiz verliehen haben – ich traute erst meinen Augen kaum, als ich jetzt die Dürftigkeit des Originals sah. – Genug geschwätzt. – Ich danke Ihnen, liebe Freunde, noch einmal von Herzen für diese hellen schönen reichen und *lieben* Tage auf Erlenbachhöf' und wünsche aufs innigste *Gesundheit* und alles Erfreuliche –

verbleibend Ihr alter *Reisi*

Sollte sich noch Post für mich dorthin verirren,
so bitte ich um gütige Nachsendung!

An Hans Reisiger

Arosa, 22. I. 55
Hotel Excelsior

Lieber Reisi,
so reizend haben Sie mir über den Krull geschrieben, was Sie ja übrigens schon getan hatten, zuviel Mühe haben Sie sich gemacht! Haben mir außerdem Ihre so wohl begründete Ernennung zum Ehrenmitglied des V. d. Übers. mitgeteilt (das beigegebene Portrait ist ja *vorzüglich!*). Haben uns dann noch von dem Gelingen des Geburtstagsanzugs erzählt, was uns mit heiterem Stolz auf unseren schmucken Reisi erfüllte, – und für nichts habe ich Ihnen bis heute gedankt, Sie zu nichts beglückwünscht! Es sieht häßlich aus, kommt aber alles daher, daß ich in den letzten Wochen, ja Monaten dermaßen versessen auf meine Schiller-Schreiberei, so blind besessen davon war, daß mein Kopf einfach für nichts anderes zu haben war und auf meinem Schreibtisch die unbeantworteten Briefe in wüsten Haufen lagen. Ca. 250 Stück habe ich mit hier herauf genommen, die nun mit Hilfe meiner Frau und einer zweiten Sekretärin als Ferien-

aufgabe diktierend aufzuarbeiten sind. Dabei fühlte ich mich, erschöpft wie ich war, in den ersten Tagen sehr schlecht hier oben, aber heute, am 5. Tage, geht es schon besser, und meine Augen beginnen sich zu öffnen für die winterliche Natur-Größe des Thals, dieser von der Civilisation bequem gemachten Hoch-Natur, die aber für mich immer ein Gesicht behält, alsob sie im Grunde nicht mit sich spaßen ließe, und zu der ich mich ganz verhalte wie Hans Castorp: ehrerbietig und etwas verschüchtert, fast fromm, möchte ich sagen, sodaß es mich immer etwas ärgert, wie der bürgerliche Sportpöbel sich so leichtsinnig und ohne Gefühl für ihre stille Drohung darin tummelt.

Die Schiller-Schrift ist also fertig und zur Abschrift nach Bonn gegangen zu einer Frau, die merkwürdiger Weise meine Schrift (diese hier) lesen kann. Es sind einige 80 Schreibseiten, und eine weitere Aufgabe, nicht die leichteste, ist nun, aus all dem Geschriebenen die Rede herauszupräparieren. Das wird vornehmlich Erikas Geschäft sein, die sehr geschickt ist in literarischer Regie. Sie hat mir auch den Tschechow-Vortrag zurechtgemacht, den ich neulich für B. B. C. auf englisch gehalten habe.

Ich habe keine Ahnung, ob der Schiller im Ergebnis auch nur annähernd der Mühe entspricht, die ich mir damit gegeben habe. Wenn ich mir *Sie* als Publikum vorstelle, so habe ich einiges Vertrauen. Über Wallenstein, Demetrius, die Freundschaft mit Goethe, die spezifische Größe des Mannes wie sie [sich] in einem Nebenwerk wie dem Lied von der Glocke manifestiert, habe ich ganz anständig geschrieben, auch wohl darüber, daß das Element «Schiller» wohl genau das Vitamin ist, das dem Körper unserer Gesellschaft heute fehlt.

— — — — —
den 25.

Wurde von einem heftigen Fieberanfall gepackt, beginnend mit Schüttelfrost, und liege den dritten Tag. Bekomme Penicillin und bin schon fieberfrei, aber sehr schwach. Phantasierte immer davon, daß ich mich in diesem Brief noch garnicht nach Ihrem getrübten Auge und dem Brauenausfall erkundigt habe. Nun muß er fort. Habe mich ganz verbotener Weise an den Schreibtisch gesetzt, um ihn notdürftig abzuschließen.

Ihr *Thomas Mann*

An Hans Reisiger

Kilchberg am Zürichsee
Alte Landstraße 39
10. III. 55

Lieber Reisi,
ich lege Ihnen etwas aus dem Corriere bei, weil ich weiß, daß es Sie freut, etwas Nettes über den «Joseph» zu lesen. Ganz gelegentlich mögen Sie mir den Ausschnitt zurückschicken.

Für Ihren letzten Brief habe ich noch besonders zu danken, weil darin der Hinweis auf den höchst merkwürdigen Plan der «Olympischen Idylle» war. Der Brief an

Humboldt war mir unbekannt geblieben, und in Schillers Aufzeichnungen von allerlei Arbeitsmöglichkeiten kommt die Idee, soviel ich sehe, nicht vor. Ich fand sie dann freilich auch in einem Buch von H. Nohl über Schiller. Sie haben mir damals mit dem Citat einen großen Floh ins Ohr gesetzt, denn ich war schon fertig mit meiner Schreibung, mußte dies nun aber unbedingt noch hineinarbeiten, weil es seelisch so sehr wichtig und charakteristisch ist. Ich brauche nicht zu sagen, warum. Ich habe es angeknüpft an Goethes Herkules-Assoziation in der Chiron-Szene, Faust II, und mit seinem späten Wort an die Schwiegertochter: «Ihr seid alle viel zu armselig *und irdisch* für ihn.»

Die Abhandlung ist, hoffe ich, leidlich würdig ausgefallen. Ich würde sie Ihnen am liebsten schicken, denn der rednerische Auszug ist notwendig kümmerlich. Aber das Ganze wird ja als kleines Buch gedruckt; es liegt schon beim Fischer-Verlag und gefällt dort sehr. Jetzt will ich versuchen, ein aufführbares Stück: «Luthers Hochzeit» zu schreiben, lese und entwerfe viel dafür. Dies ganz unter uns. – Wenn man nur nicht soviel *gestört* würde.

Bin aber recht glücklich über das europäische Wachstum meiner Arbeit. In Italien, wo eine Gesamtausgabe erscheint, in England und Frankreich, aber auch Polen, Ungarn, selbst Rußland beschäftigt man sich jetzt doch viel damit. Das tut meinem Bedürfnis nach dem Universellen wohl, und ich empfinde es als kleine Hindeutung auf die Möglichkeit der Verständigung on a higher level in dieser politisch verzankten und versteiften Welt.

Ihr T. M.